

OLIVEN UND ASCHE

*Schriftstellerinnen
und Schriftsteller berichten
über die israelische
Besatzung in Palästina*

**Herausgegeben von
Ayelet Waldman und Michael Chabon**

Übersetzt von Bettina Abarbanell, Giovanni und
Ditte Bandini, Thomas Brückner, Andrea Fischer,
Dirk van Gunsteren, Brigitte Hilzensauer,
Maria Hummitzsch, Rainer Kersten, Kristian Lutze,
Miriam Mandelkow, Dorothee Merkel,
Michael Schickenberg, Klaus Timmermann,
Ulrike Wasel und Adelheid Zöfel

Kiepenheuer & Witsch

Einige Namen und Eigenschaften der Personen in diesem Buch wurden zum Schutz der Betroffenen geändert.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

Titel der Originalausgabe:

Kingdom of Olives and Ash – Writers confront the Occupation

All rights reserved

Copyright © 2017 by Breaking the Silence

Die Originalausgabe erschien 2017 bei Harper Collins.

Übersetzt von Bettina Abarbanell, Giovanni und Ditte Bandini,
Thomas Brückner, Andrea Fischer, Dirk van Gunsteren, Brigitte
Hilzensauer, Maria Hummitzsch, Rainer Kersten, Kristian Lutze,
Miriam Mandelkow, Dorothee Merkel, Michael Schickenberg,
Klaus Timmermann, Ulrike Wasel und Adelheid Zöfel

© 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und -motiv: Nurten Zeren/zerendesign.com

Autorenfotos: © Benjamin Tice Smith (Chabon); © Claire Lewis (Waldman)

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04978-7

VORWORT

AYELET WALDMAN UND
MICHAEL CHABON

WIR WOLLTEN DIESES BUCH NICHT HERAUSGEBEN. WIR wollten nicht in nachhaltiger Form über Israel und Palästina schreiben, wollten nicht mal nachdenken über Bedeutung und Wesen der Besatzung, über Intifadas, Siedlungspolitik und die Fragen, wessen Anspruch stichhaltiger, wessen Leiden schlimmer, wessen Verbrechen ungeheuerlicher, wessen Zorn gerechter ist. Die Abneigung, uns mit dem Thema zu befassen, war so groß, dass wir die Stadt, in der Ayelet geboren wurde, fast ein Vierteljahrhundert lang mieden.

1992 hatten wir Israel besucht, wenige Monate nachdem wir uns kennengelernt hatten. Ayelet war zwar in den USA und Kanada aufgewachsen, aber in Jerusalem geboren, als Tochter von Immigranten aus Montreal; im Laufe ihres Lebens hatte sie immer wieder kürzere Zeit in Israel gewohnt und studiert. Michael kam das erste Mal dorthin. Jitzchak Rabin war vor Kurzem gewählt worden; es war eine Zeit voller Optimismus, neuer Initiativen, relativer Ruhe. Wir besuchten Verwandte und Freunde, absolvierten das Touristenprogramm, pilgerten nach Yad Vashem, zur Klagemauer, nach Masada, ans Tote Meer. Wir gingen ins Muslimische Viertel der Jerusalemer Altstadt und sahen uns die berühmten Moscheen dort an, auch die al-Aqsa-Moschee auf dem Tempelberg und die in Akkon. Einiges von dem, was Michael damals erlebte, fand, stark abgewandelt, seinen Weg in das Buch *Die Vereinigung jiddischer Polizisten*. Es war eine

denkwürdige Reise, die erste von vielen, dachten wir damals, die wir gemeinsam unternehmen würden.

Zweiundzwanzig Jahre lang kehrten wir nicht zurück.

In dieser Zeit starb die zarte Hoffnung, die Oslo ausgelöst hatte. Jitzchak Rabin wurde ermordet. Die Zweite Intifada, lang und blutig, brach aus und wurde gewaltsam niedergeschlagen. Immer schneller und größer wuchsen die Siedlungen in den besetzten Gebieten, die militärische Besatzung etablierte sich, führte zu immer mehr Brutalität und Elend. Entsetzt und bestürzt über das Chaos aus Gewalt und Zerstörung, Vergeltung und Gegenvergeltung, abgestoßen von der zynischen Rhetorik auf beiden Seiten, taten wir das, was so viele in der neutralen Mitte machten: Wir wandten den Blick ab. Wir stiegen aus der Diskussion aus und blieben dem Land fern.

2014 jedoch kehrte Ayelet auf Einladung des Jerusalem International Writers' Festival nach Israel zurück. Sie traf sich mit den couragierten Mitgliedern der gemeinnützigen Organisation *Breaking the Silence* (BTS), ehemalige israelische Soldaten, die durch ihren Dienst in den Autonomiegebieten zu dem Schluss gekommen waren, die Besatzung mutig und engagiert zu bekämpfen und irgendwann zu beenden. Die Gruppe nahm Ayelet mit auf eine Fahrt durch die Stadt Hebron. Sie wurde mit Issa Amro bekanntgemacht, dem Gründer einer Bewegung namens »Youth Against Settlements«. Deren gewaltlose Protestaktionen und Kampagnen gehören zu den kreativsten und aufsehenerregendsten im Westjordanland. Zum ersten Mal begann Ayelet ansatzweise zu verstehen, was genau Besatzung bedeutet, wie sie funktioniert und wie viele Jahrzehnte strategischer Planung in den Aufbau einer oft brutalen und immer menschenverachtenden israelischen Militärbürokratie eingeflossen waren, die die politischen Vorgaben ausführt und kontrolliert.

Dann fuhr Ayelet nach Tel Aviv und traf sich mit Schriftstellern, Filmemachern, Künstlern und Intellektuellen, die in dieser weltoffenen Stadt leben, wo man schwule Paare Hand in Hand auf

der Straße sieht, wo die traditionelle Küche des Mittleren Ostens in neuen Restaurants frisch interpretiert wird, eine Stadt, deren Lebensrhythmus und Grundhaltung *sababa* ist (ein Wort mit arabischen Wurzeln aus der israelischen Umgangssprache, das ungefähr das Gleiche bedeutet wie das deutsche »cool«). Die Stadt schillert, sie brummt. Und sie wendet den Blick ab. Auf den Straßen von Tel Aviv würde man niemals ahnen, dass nur eine Autostunde entfernt Millionen von Menschen unter erdrückender Militärherrschaft leben und sterben.

Ayelet gefiel es gut in Tel Aviv, und das war das Problem. Sie fühlte sich unglaublich wohl in dem Land, wo sie geboren war, so *heimisch*. Aber wenn sie dieses Gefühl hatte – irgendwie dorthin zu gehören, sei es durch Geburt, Temperament und Erziehung oder einfach, weil sie jüdisch war –, dann trug sie in gewisser Hinsicht auch die Verantwortung für die Verbrechen und Ungerechtigkeiten, die im Namen dieser Heimat und deren »Sicherheit« begangen wurden.

Kaum war Ayelet zu diesem Schluss gekommen, stand sie vor dem nächsten Problem: Sie fühlte sich machtlos. Was konnte sie tun, um in diesem undurchdringlichen Sumpf sinnvolle Veränderungen anzustoßen, wie geringfügig auch immer, wo schon gute wie schlechte Versuche zahlloser Präsidenten und Premierminister, Staatssekretäre und Nobelpreisträger, Nichtregierungsorganisationen und Staatsmänner, Diplomaten und Friedensaktivisten wirkungslos geblieben waren, ganz abgesehen von den Generationen gewalttätiger Extremisten jeder Couleur mit ihren eigenen verrückten Lösungen?

Als Ayelet von dieser Reise zurückkehrte, erzählte sie Michael, was sie in Hebron gesehen hatte. Sie berichtete von den Stahlstäben in den Haustüren, die die Bewohner in ihrem Heim einschlossen. Sie schilderte eine beängstigende Situation, als zwei junge Palästinenser in einer Mischung aus Langeweile, Heldenmut und Verzweiflung sich in große Gefahr begaben, indem sie, obwohl es Palästinensern verboten ist, waghalsig den Fuß auf die Haupt-

straße ihrer Stadt setzten, wo sie schwer bewaffneten israelischen Soldaten schutzlos ausgeliefert waren. Ayelet beschrieb, wie angewidert sie von Graffiti auf Mauern im palästinensischen Hebron gewesen sei, die auf Hebräisch allen Arabern den Tod wünschten. Sie erzählte, was sie gesehen und erlebt hatte, und Michael hörte zu. Allmählich schwand seine Verweigerungshaltung, das Produkt jahrzehntelanger Ernüchterung und Distanzierung.

Dabei wurde uns klar, dass das Erzählen selbst – Zeugnis abzulegen von Dingen, die man persönlich erlebt hat, und zwar in klaren, eindringlichen Worten – die Fähigkeit besitzt, bei Menschen wie uns Beachtung zu finden, die längst nicht mehr achtgegeben oder bereits aufgegeben haben.

Erzählen – das war ein Feld, frei und unbegrenzt, auf dem wir uns auskannten. Wichtiger noch, wir kannten viele Erzähler: Schriftsteller und Autoren, deren alleinige Aufgabe nach Aussage von Henry James darin besteht, ein Mensch zu sein, »on whom nothing is lost«, dem also nichts entgeht. Berufsbedingte Beobachter und Beachter, die, wenn wir sie denn würden aktivieren können, die Fähigkeit und das Talent besitzen, andere mitzureißen, die mit ihrer meisterhaften Sprachbeherrschung und ihrem Auge fürs Detail Menschen ermutigen könnten, den Blick nicht abzuwenden, sondern genauer hinzuschauen und vielleicht etwas zu entdecken, das fünfzig Jahre Berichterstattung, Diskussionsvorschläge und Propaganda übersehen haben.

Im Bewusstsein, dass der Juni 2017 näher rückt, der fünfzigste Jahrestag der Besetzung, meldeten wir uns bei Schriftstellern auf jedem Kontinent, außer der Antarktis. Wir schrieben Kollegen aller Altersgruppen aus acht Muttersprachen an, Autoren, die sich als Christen, Muslime, Juden, Hindus oder keiner Religion zugehörig bezeichnen. Einige hatten ihre politischen Ansichten zum Thema Palästina-Israel bereits öffentlich kundgetan, die meisten jedoch nicht, und viele räumten anfangs ein, dass sie sich nie eingehender damit beschäftigt hatten. Für viele war es der erste Besuch in der Gegend, andere kehrten an einen Ort zurück, den sie gut kann-

ten. Die palästinensischen und israelischen Autoren schrieben über ihre Heimat. Es geschah, was wir kaum zu hoffen gewagt hatten: Bei ihrer Rückkehr sprudelten alle nur so über vor unmittelbaren Eindrücken und dem Bedürfnis, sie in Worte zu fassen, die Geschichte mit anderen zu teilen.

Im Verlauf des Jahres 2016 reisten die in diesem Buch versammelten Autoren mal allein, mal in kleinen Gruppen von bis zu sieben Personen nach Palästina-Israel, organisiert von *Breaking the Silence*. Vor Ort verbrachten sie den Großteil der Zeit in den besetzten Gebieten wie den Ostjerusalemern Stadtteilen Silwan und Sheikh Jarrah oder dem Flüchtlingslager Shuafat, in Städten des Westjordanlands wie Hebron, Ramallah, Nablus, Jericho oder Bethlehem, in Dörfern wie Nabi Saleh, Susiya, Bili'in, Umm Al-Khair, Hinba, Al-Walajah, Kufr Qaddum sowie dem Gazastreifen. Vor Ort trafen sich die Schriftsteller mit Organisatoren der palästinensischen Gemeinschaft und gewaltlosen Widerständlern wie Issa Amro, aber auch mit Ladenbesitzern, Künstlern, Intellektuellen und Arbeitern, Frauenrechtsverfechtern und Journalisten, Geschäftsleuten und Bauern, Großeltern, Eltern und Kindern. Sie sprachen gleichermaßen mit israelischen Siedlern wie mit israelischen und palästinensischen Besatzungsgegnern, Menschenrechtsanwälten, Akademikern und Schriftstellern. Die Reiseroute der Autoren richtete sich nach ihren jeweiligen Vorlieben beziehungsweise Interessen. Einige schliefen in den Häusern von Familien in Dörfern, Städten oder palästinensischen Flüchtlingslagern, während andere Seifenfabriken oder archäologische Ausgrabungsstätten besichtigten. Wieder andere besuchten das Militärgericht oder verbrachten Zeit mit trauernden palästinensischen und israelischen Familien. Die gewählten Themen waren sehr unterschiedlich; die gesamte Bandbreite der Erfahrungen, Perspektiven und Sichtweisen ist in dieses Buch eingeflossen.

Wir möchten ausdrücklich klarstellen, dass wir keinerlei politische Erwartungen an die Autoren hatten. Wir haben sie eingeladen, an diesem Projekt mitzuarbeiten, weil sie hervorragende Literaten

sind und Einfluss auf eine große, treu ergebene Leserschaft im eigenen Land und in vielen Fällen auf der ganzen Welt haben. Wir haben niemanden zensiert und ebenso wenig versucht, ihre Wortwahl zu beeinflussen. Was sie sahen, schrieben sie auf und ist jetzt hier zu lesen. Ein sorgfältiges Fact-checking-Team war monatelang damit beschäftigt, alle Angaben in diesen Essays zu überprüfen und zu verifizieren.

So wie alle an diesem Projekt beteiligten Autoren hat keiner von uns eine irgendwie geartete Bezahlung für die Arbeit bekommen und wird auch nichts erhalten. Alle Tantiemen aus dem Verkauf dieses Buchs werden nach Abzug der Herstellungskosten zwischen *Breaking the Silence* und *Youth Against Settlements* aufgeteilt, deren unentgeltliche harte Arbeit im Dämmerlicht noch lange, lange weitergehen wird, nachdem der Leser dieses Buch zugeschlagen hat.

Aus dem Englischen von Andrea Fischer

DER TAUBENZÜCHTER

GERALDINE BROOKS

HR PLAN WAR ZIEMLICH PRÄZISE: SIE WOLLTEN KEINE FRAUEN, ältere Menschen und Kinder in ihrem Alter angreifen. Ihr Ziel sollten Männer um die zwanzig sein – junge Männer im Soldatenalter. All das wurde beschlossen, bevor sie das Haus verließen. Hassan Manasra, 15, nahm ein Fleischmesser aus der Küche seiner Mutter, doch sein Cousin Ahmed, 13, konnte das dolchartige Messer nicht finden, das er als Waffe benutzen wollte. Erst nach einer Weile entdeckte er es in einem Schrank, wo sein Vater es zur sicheren Aufbewahrung versteckt hatte.

Die Manasras wohnen auf einem Gelände mit mehreren Mehrfamilienhäusern, das fast einen kompletten Straßenblock in dem auf einem Hügel gelegenen Jerusalemer Viertel Beit Hanina einnimmt. In dem gemeinsamen Innenhof lehnen Fahrräder verschiedener Größe an einem Baum oder liegen neben dem hohen Eingangstor auf dem Lehm Boden. Zehn Brüder samt ihren Familien teilen sich das Gelände, und die Kinder bewegen sich frei zwischen den Wohnungen hin und her. Onkel oder Vater, Bruder oder Cousin, Schwester oder Cousine, das macht kaum einen Unterschied. Während die Treppenhäuser provisorisch und unfertig aussehen wie in einem Zustand permanenten Anbaus, sind die Räume in den Wohnungen ziemlich konventionell eingerichtet: an den Wänden Drucke von Berglandschaften, samtbezogene Sofas, Spitzentischdecken. Die Bettwäsche in Ahmeds Zimmer ist mit Comic-Astronauten bedruckt. Es ist das Heim einer Sippe von

bescheidenem Wohlstand, deren Brotverdiener einen familieneigenen Lebensmittelladen betreiben, als Handwerker und im Transportwesen arbeiten.

Bis zum 12. Oktober 2015 folgten Hassan und Ahmed dem gleichen Stundenplan wie alle ihre schulpflichtigen Cousins und Cousinen: zum Unterricht gehen, nach Hause kommen, essen, umziehen und spielen auf einem unbebauten, von ihren Onkeln geräumten Stück Land unter der Autobahnüberführung zwischen Beit Hanina und dem Nachbarstadtteil Pisgat Ze'ev. Manchmal spielten die Cousins Fußball, aber am liebsten trainierten Hassan und Ahmed für Parkour – die Sportart, bei der man artistisch einen durch die Stadlandschaft vorgegebenen Hinderniskurs bewältigt. Die Betonsäulen und die Grasböschung waren ein ideales Trainingsgelände für Sprünge und Saltos.

Die Autobahn trennt zwei Stadtteile von Ostjerusalem – das Haus von Hanina und die Spitze von Ze'ev –, die sich in dem schmalen Tal gegenüberliegen. Beide sind seit Langem besiedelt. Beit Hanina war schon zu kanaanitischen Zeiten die Heimat einiger Bauernfamilien; in Pisgat Ze'ev haben Ausgrabungen rituelle Bäder aus der Periode des Zweiten Tempels freigelegt.

Seit Israel das Gebiet im Sechstagekrieg 1967 von Jordanien erobert hat, ist das Bevölkerungswachstum in beiden Stadtteilen explodiert. Ihre bebauten Flächen haben sich über das ehemals Olivenhainen und Weinbergen vorbehalten Land aufeinander zubewegt. Heute markiert nur noch die viel befahrene Stadtautobahn die Grenze zwischen dem palästinensischen und dem jüdischen Viertel. Pisgat Ze'ev ist die Endstation der Jerusalemer Stadtbahn, Beit Hanina die vorletzte Haltestelle. Die Bewohner beider Stadtteile leben Seite an Seite und doch in zwei unterschiedlichen Welten.

Pisgat Ze'ev, benannt nach dem revisionistischen Zionisten Ze'ev Jabotinsky, war eine der neuen Siedlungen, die nach dem Krieg im Eiltempo auf dem von Israel annektierten Land hochgezogen wurden. Obwohl die Annexion nach internationalem Recht

illegal bleibt (und zum Beispiel von den Vereinigten Staaten nicht anerkannt wird), ist Pisgat Ze'ev heute eines der größten Viertel Jerusalems mit gut 42 000 Einwohnern, etwa fünfhundert davon Palästinenser. Mittlerweile sind Schatten spendende Bäume herangewachsen, die die harten Kanten der steinernen Fassaden von Wohnblocks und brummenden Gewerbegebieten auflockern.

Das Dorf Beit Hanina ist im Laufe der Zeit organisch gewachsen, es gibt eine große Palette alter und neuer Häuser. Gut 35 000 Palästinenser leben hier auf von Israel annektiertem Land. Weitere tausend wurden durch den Bau der Sperranlage vor zehn Jahren von ihren Nachbarn getrennt, nachdem es in dem als Zweite Intifada bekannten Aufstand zu einer Welle von Selbstmordattentaten gekommen war. Die hohe Betonmauer trennt in der Hauptsache von den Israelis annektiertes und beanspruchtes von besetztem und unter israelischer Militärverwaltung stehendem Land, was gewaltige Folgen hat. Ohne einen von den israelischen Behörden nach deren Ermessen ausgestellten Passierschein dürfen Menschen nicht von der palästinensischen Seite in das annektierte Ostjerusalem einreisen – um zur Schule zu gehen, Verwandte zu besuchen oder Lebensmittel einzukaufen.

Auf der anderen Seite der Sperranlage genießen Palästinenser Bewegungsfreiheit, sind jedoch häufig Feindseligkeiten von jüdischen Extremisten ausgesetzt, deren Zahl mit dem Rechtsruck in Israel in den letzten Jahren gewachsen ist. Manchmal finden Bewohner morgens Graffitibotschaften wie »Tod den Arabern« und »Jerusalem den Juden« an ihre Häuserwände gesprüht. Fahrzeuge werden demoliert und verbrannt, Reifen aufgeschlitzt. Die Palästinenser machen die Militanten aus Pisgat Ze'ev dafür verantwortlich. Ebenso schnell geben die Bewohner von Pisgat Ze'ev den Palästinensern die Schuld für Verbrechen im Viertel.

Vor einiger Zeit sprach eine jüdische Frau die Manasra-Jungen an, als die unter der Autobahn Parkour trainierten. Sie beschuldigte sie, die Handschuhe ihres Sohnes gestohlen zu haben. Der Onkel der Jungen, der ebenfalls Ahmed heißt und zu der Zeit zu Hause war,

wurde hinzugerufen. »Als ich auf den Platz runterkam, sahen die Jungen aus wie verängstigte Kaninchen, umringt von Siedlern und Polizisten«, erzählt er. Wegen einer Welle von Vandalismus hatten er und seine Brüder vor ihrem Gelände eine Sicherheitskamera installiert. Er schlug vor, dass die Polizei mit deren Hilfe überprüfen sollte, ob die Jungen ihren Spielplatz verlassen hätten, um in dem israelischen Viertel zu stehlen. Die Aufnahmen bewiesen, dass die Jungen zum Zeitpunkt ihres angeblichen Diebstahls friedlich unter der Brücke gespielt hatten. Die Polizei erkannte den Beweis an, berichtet er, doch die Frau beschimpfte und beschuldigte die Jungen weiter. Ahmed hat über den Zwischenfall nachgedacht, darüber, ob die Furcht, die er geweckt hat, ein Auslöser für seine Neffen gewesen sein könnte. »Unsere Kinder haben keine normale Kindheit«, sagt er. »In dem Moment, in dem sie die Augen aufschlugen, erwachen sie in einer Realität von Checkpoints, von Soldaten und von Siedlern, die ihre Mutter beleidigen. Sie sehen die Nachrichten aus Gaza, Kinder wie sie, ausgebombt und obdachlos. Sie hören von einem Jungen in ihrem Alter, der von den Israelis bei lebendigem Leib verbrannt wurde. Sie sind traurig und ängstlich. Es ist keine gesunde Umgebung.« Trotzdem, sagt er, kann er es einfach nicht fassen, dass seine Neffen zu der Tat fähig waren, die sie an einem gewöhnlichen Nachmittag des Jahres 2015 begingen.

Es war ein Montag, und Hassan kam wie üblich aus der zehnten Klasse der Ibn-Khaldoun-Schule nach Hause, wo man ihn als ausgezeichneten Schüler und wohlherzogenen Jungen kannte. Ahmed, der schulische Probleme hatte und als recht unreif für sein Alter galt, kehrte aus der nahe gelegenen Grundschule »Neue Generation« zurück. Hassan erzählte seiner Mutter, dass er ein Videospiele für seine Playstation kaufen wolle. Er fragte sie, was sie zum Abendessen kochen wollte. Er habe Hunger, erklärte er ihr, und würde nicht lange weg sein. Das war gegen drei Uhr nachmittags.

Auf den wenig später aufgenommenen Bildern der Sicherheitskameras sieht man Ahmed und Hassan gemeinsam in Richtung des Einkaufszentrums von Pisgat Ze'ev laufen, ein bequemer Weg

von ihrem Haus, sobald man die viel befahrene Autobahn überquert hat. Sie wirken entspannt und nicht weiter auffällig – zwei Jugendliche, die nach der Schule einen Spaziergang machen. Sie schlendern aus dem Blickfeld. Dann fängt die Kamera unvermittelt ein vollkommen anderes Bild ein. Ein junger Mann in dem weißen Hemd und der schwarzen Hose der Orthodoxen läuft an der Kamera vorbei und sieht sich verzweifelt zu zwei Jungen um, die ihn mit langen gezückten Messern verfolgen. Obwohl Hassan Yosef Ben Shalom, 21, schon mit einem Stich verletzt hatte, konnte der Mann entkommen. Daraufhin machten die Jungen kehrt und liefen zu den Geschäften in der Sisha-Asar-Straße.

Wenige Minuten später hörte Ruti Ben Ezra ein paar Blocks entfernt in ihrer Dachgeschosswohnung dreimal hintereinander ein kurzes Ploppen. Sie ist eine drahtige Frau mit pechschwarzem Haar und kobaltblauen Augen, die 1977 im Alter von acht Jahren nach Israel kam. Zehn Jahre später hatte sie ihren Militärdienst bei der Armee in Gaza geleistet und war sich deshalb sofort sicher, dass sie Schüsse gehört hatte. Während sie die Treppe hinunterrannte, um zu sehen, was passiert war, ging sie im Kopf durch, wo sich ihre fünf Kinder gerade aufhielten. Zwei waren noch in der Schule, zwei waren Fußball spielen und eines, Ofek, war gerade losgegangen, um seine Großmutter zu besuchen. Ofek war es auch, der schreiend zum Haus zurückgerannt kam. »Mama! Mama! Orlev, Na'or ... Terrorist!«

»Geh nach oben, mach die Tür zu!«, befahl sie ihm und lief auf die Straße in Richtung Einkaufszone, wo ihr ein total verängstigter Orlev entgegenkam. Sie fasste seine Hand, und er zog sie zu dem Süßigkeitenladen, vor dem sein älterer Bruder Na'or, 13, auf dem Bürgersteig lag. Ruti kniete sich neben ihren Sohn, rief seinen Namen und flehte ihn an, die Augen zu öffnen. Wenige Minuten später standen Notärzte hinter ihr und brüllten, sie solle aus dem Weg gehen.

»Nein!«, sagte sie. »Ich bin seine Mutter!«

»Wollen Sie, dass wir ihn retten? Dann gehen Sie aus dem Weg.«

Sie stand ein wenig abseits, während sie ihren bewusstlosen Sohn bearbeiteten. Puls: schwach. Blutdruck: absackend. Die Notärzte erkannten sofort, dass man dreimal von hinten auf Na'or eingestochen hatte. Aber bei der relativ geringen Menge an Blut auf dem Bürgersteig konnte sie sich seine abstürzenden Vitalfunktionen nicht erklären, weil die tödlichste aller Verletzungen, ein Stich in die Halsschlagader, nicht sofort offensichtlich war. Der Junge verblutete unsichtbar innerlich.

Zu diesem Zeitpunkt war Hassan Manasra, ein paar Blocks entfernt, bereits tot, erschossen aus kurzer Distanz von Polizeibeamten, auf die er mit gezücktem Messer zugerannt war. Ein Stück die Straßenbahngleise hinunter lag sein Cousin, angefahren von einem Auto, ausgestreckt auf dem Boden, die Beine unterhalb des Knies unnatürlich und grotesk neben dem Körper nach oben gebogen wie eine Actionfigur, die ein Kind achtlos weggeworfen hatte. Um seinen Kopf bildete sich eine Blutlache, nachdem ein Ladenbesitzer ihn verfolgt, mit einem Knüppel geschlagen und ihm den Schädel gebrochen hatte.

Trotz der Kopfverletzung war er bei Bewusstsein. Ein Handyvideo zeigte sein verzerrtes Gesicht, während sich um ihn herum eine Meute versammelte. Eine Stimme rief: »Stirb, du Hurensohn!«

Binnen Stunden verbreiteten die Handyaufnahmen sich in allen Netzwerken und Ahmed Manasra wurde zum Rohrschach-Klecks; ein Leinentuch, auf das jede Seite des Konflikts ihre eigene Erzählung projizieren konnte.

Der Palästinenserführer Mahmoud Abbas war der Erste, der den Jungen benutzte und in einer vom Fernsehen übertragenen Ansprache fälschlicherweise behauptete, die Israelis hätten ihn im Schnellverfahren hingerichtet. Als Antwort ließ der israelische Premierminister Bibi Netanyahu Filmaufnahmen von Ahmed veröffentlichen, auf denen er mit bandagiertem Kopf im Hadassah Medical Center mit pürierten Speisen gefüttert wird. Palästinenser wiesen rasch darauf hin, dass nicht die Israelis diese Hilfe leisteten,

sondern der palästinensische Anwalt des Jungen, der das unangenehme Essen bemerkt und erkannt hatte, dass Ahmed es vielleicht nicht geschafft hatte, es zu sich zu nehmen, weil seine Hand an das Bett gefesselt war. Auf dem Video sieht man, wie Ahmed seine freie Hand hebt, vielleicht um den Filmenden zu verscheuchen. Ein israelischer Kommentator beschrieb die Geste als »ISIS-Gruß«. Derweil gaben die Ärzte für Menschenrechte eine Erklärung ab, in der sie die Veröffentlichung der Aufnahmen als illegale Preisgabe der Identität eines Minderjährigen und eine Verletzung des Persönlichkeitsschutzes von Patienten verurteilten. Aber der Persönlichkeitsschutz wurde in diesem explosiven Fall offenbar von keiner Seite geachtet. Ein paar Wochen später strahlte das palästinensische Fernsehen eine längere Videoaufnahme von Ahmeds Vernehmung aus. Es ist unklar, wer dem Sender den Film zugespielt hatte. Ahmed sitzt zusammengesunken an der Ecke eines Tisches, umringt von drei Beamten in Zivil, dem Augenschein nach in einer israelischen Polizeiwache. Der Beamte, der die Vernehmung leitet, ein kräftiger Mann, der eine Sonnenbrille über seine gestrickte Kippa geschoben hat, versucht, dem Jungen das Geständnis eines Doppelmordes zu entlocken.

Als der Vernehmende auf Arabisch schreit und drohend einen Finger vor Ahmeds Gesicht hält, schlägt sich der Junge mehrmals an seinen verletzten Kopf.

»Ich schwöre bei Gott, ich kann mich nicht erinnern«, wimmert er.

»Du schwörst bei Gott? Wer ist dieser Scheißgott?« Der Vernehmende baut sich vor dem Jungen auf und will wissen, warum er seinem Cousin geholfen habe.

»Ich weiß es nicht«, ruft Ahmed und schlägt sich erneut an den Kopf. »Bringen Sie mich zum Arzt.«

»Halt's Maul!«, brüllt der Vernehmende. »Setz dich gerade hin. Die Hände in den Schoß!«

Der gesendete Film war geschnitten worden, weshalb sich unmöglich sagen lässt, wie lange das Ganze so weiterging. Aber am

Ende schluchzt der Junge unter Zuckungen. »Alles, was Sie sagen, ist wahr!«, jammert er. »Nur hören Sie auf!«

Da die Manasras auf der israelischen Seite der Sperranlage wohnen, wurde vor einem zivilen Gericht und nicht durch die Militärgerichtsbarkeit gegen Ahmed Manasra verhandelt, bei der die Verurteilungsquote bei 99,74 Prozent liegt. Nach israelischem Recht darf kein Minderjähriger, der zum Zeitpunkt seiner Verurteilung jünger als vierzehn ist, ins Gefängnis geschickt werden.

Es war jedoch von Anfang an klar, dass die Frage seines rechtlichen Schutzes die Öffentlichkeit in Ahmeds Fall polarisieren würde. Bei der Vernehmung von Minderjährigen müssen normalerweise ein Elternteil oder ein Anwalt zugegen sein. Das war bei Ahmed nicht so. Vielmehr hatten seine Eltern Mühe, überhaupt einen Anwalt zu finden, der qualifiziert und bereit war, den Fall zu übernehmen. Ein Anwalt, der das Mandat zunächst akzeptiert hatte, sagte es am nächsten Tag telefonisch mit der Entschuldigung wieder ab, dass man ihn gewarnt habe, es würde das Ende seiner Karriere bedeuten. Schließlich entschied die Familie sich für Leah Tsemel, eine altgediente Bürgerrechtsanwältin, die seit mehr als fünfundvierzig Jahren an israelischen Zivil- und Militärgerichten praktizierte.

Tsemel ist eine in Israel gebürtige Jüdin, deren Eltern in den 1930er-Jahren aus Russland eingewandert waren. Sie wuchs in Haifa auf, leistete ihren Wehrdienst und studierte an der Universität, als der Sechstagekrieg ausbrach und die Existenz Israels bedrohte. Während der heftigen Gefechte in Ostjerusalem meldete sie sich freiwillig bei der Armee und half, jüdische Zivilisten aus den am stärksten bedrohten Vierteln zu evakuieren. Als die Kämpfe vorüber waren, führten die Soldaten sie in das neu eroberte Gebiet des Westjordanlands, das biblische Land von Judea und Samaria, das Juden in den Jahren der jordanischen Herrschaft nicht betreten durften. Die Fahrt sollte eine Belohnung sein, eine besondere Aufmerksamkeit. Aber beim Anblick der Kolonnen palästinensischer Flüchtlinge am Straßenrand wurde Tsemel übel,

weil er Erinnerungen an die Geschichten ihrer Eltern über die europäischen Verfolgungen und einen Widerhall des ewig heimatlosen, wandernden Juden wachrief. Damals sei sie »naiv und unpolitisch« gewesen, sagt sie. »Ich dachte, es wäre ein Krieg für den Frieden gewesen, und wir würden den Sieg benutzen, um Frieden mit unseren Nachbarn zu schließen.« Stattdessen begriff sie schnell, dass das, was sie gesehen hatte, der Beginn der Besetzung gewesen war und selbst die maßgeblichen Führer der Arbeiterpartei keinerlei Absicht hatten, das Land zurückzugeben. Also orientierte sie sich politisch noch weiter nach links und begann nach ihrem juristischen Examen als Anwältin für die Palästinenser zu arbeiten. »Was ich mache, ist in Israels Interesse«, behauptet sie, »selbst wenn die Israelis das nicht begreifen.«

Eine von diesen Israelis ist Na'ors Mutter Ruti Ben Ezra. »Manche Menschen würden für Geld alles machen. Sogar ihre Seele an den Teufel verkaufen«, sagt sie. »Ich hoffe, dass ihre eigenen Kinder von einem Terroristen verletzt oder getötet werden.«

Obwohl Na'or körperlich genesen ist, sind seine seelischen Narben längst nicht verheilt, sagen seine Eltern. »Die Straße ist sein schlimmster Feind«, erzählt sein Vater Shai, ein sechsundvierzigjähriger Elektriker. Er berichtet, dass Na'or sich in der Schule nicht konzentrieren kann. Außerdem ist er extrem jähzornig geworden. »Alles stört ihn. Er und sein Bruder streiten viel öfter als früher. Orlev macht sich Vorwürfe, weil er weggelaufen ist und seinem Bruder nicht geholfen hat.« Shai musste seinen Job aufgeben, um Tag und Nacht bei Na'or zu sein. »Wir sind zerbrochen«, sagt er.

Ruti, eine Kindergartenhelferin, hat ebenfalls aufgehört zu arbeiten, weil sie Angst hat, ihre Kinder allein zu lassen. Zwei Tage nach der Attacke auf Na'or hat ihr jüngstes, siebenjähriges Kind ein Messer mit zur Schule genommen. »Die Lehrerin hat angerufen und es mir erzählt«, erinnert Ruti sich. »Ich habe es nicht mitgekriegt. Ich habe nicht bemerkt, dass er es mitgenommen hatte. Ein Siebenjähriger sollte keine Angst haben müssen.« Und auch sie lebt mit Angst. »Jedes Mal wenn ich eine Sirene höre, denke ich: ›Wo sind

meine Kinder?« Und damit haben sie gewonnen«, sagt sie. »Sie wollen, dass wir Angst haben. Ich habe Angst.«

Und genau das war, wie Ahmed Manasra seiner Anwältin Leah Tsemel erklärte, als sie ihn endlich besuchen durfte, in der Tat die Absicht. »Sein Cousin hat gesagt: ›Jagen wir ihnen einen Schrecken ein so wie sie uns immer.‹ Sie wollten schlimmstenfalls Menschen verletzen. So sah das Szenario aus, das sie sich ausgemalt hatten.« Mit einem Achselzucken gesteht die Anwältin stillschweigend ein, wie unplausibel diese Version klingt. »Es sind Kinder«, sagt sie. »Aber selbst als Kinder hatten sie eines begriffen: Wenn sie ein Messer zückten, würden sie wahrscheinlich selbst getötet werden.«

Ahmed erzählte Tsemel, Hassan habe erklärt, dass er bereit sei zu sterben und sich den sogenannten Märtyrern anzuschließen, deren zerfetzte Porträts von den Mauern vieler palästinensischer Häuser blättern. Er selbst habe keineswegs so empfunden, sagt Ahmed. Er weiß nicht, warum er mit seinem älteren Cousin mitgegangen ist, aber als er das Blut des ersten Opfers sah, bekam er eine Riesenangst. Als der Mann entkommen war, sah Ahmed, wie Hassan zu einer Frau mit Kindern blickte. Er erzählte Tsemel, er habe gerufen: »Schau sie nicht mal an!« Dann entdeckte Hassan Na'or, der auf seinem Fahrrad aus dem Süßigkeitenladen kam, und rannte auf ihn zu. Ahmed berichtete Tsemel, er habe gerufen: »Haram!« – das arabische Wort für etwas Unheiliges und Verbotenes. »Wir hatten verabredet, es nicht zu tun!« Aber Hassan stach trotzdem auf den Jungen ein. Passanten und Ladenbesitzer stürmten herbei, und ein oder zwei Minuten später war Hassan erschossen, und Ahmed lag blutend auf den Straßenbahnschienen.

Vor dem ersten Gerichtstermin stand Ahmed vor einer schwierigen Entscheidung. Würde er sich bei der Anhörung schuldig bekennen, würde der Fall geschlossen, ohne dass Ahmed ins Gefängnis musste, weil er noch nicht strafmündig war. Aber dann wäre die Empörung der Israelis so groß gewesen, dass man das Gesetz geändert hätte, glaubt Tsemel. »Sie hätten einen Weg gefunden, ihn in Haft zu behalten.« Und Ahmeds Familie wollte ein Schuldbekenn-

nis ohnehin nicht erlauben. Er hatte bei den Angriffen keins der Opfer auch nur berührt. Die Spurensicherung ergab, dass sein Messer gar nicht benutzt worden war, und er beharrte darauf, dass er nie die Absicht gehabt hatte zu töten. Also brachte Tsemel den Fall vor Gericht, wohl wissend, dass Ahmeds Schutzrechte am 20. Januar 2016, seinem vierzehnten Geburtstag, verfallen würden. Danach würde er strafrechtlich wie ein Erwachsener behandelt und konnte zu einer Haftstrafe von bis zu zwanzig Jahren verurteilt werden. Als Ahmed am ersten Prozesstag in Handschellen ins Gericht geführt wurde, verletzten zwei andere palästinensische Cousins im Alter von zwölf und vierzehn aus Beit Hanina und dem benachbarten Flüchtlingslager Shuafat einen israelischen Wachmann durch Messerstiche. Die Medien begannen diese neue Welle der Gewalt als »Intifada der Kinder« zu bezeichnen.

»Die Kinder tun es, weil die Älteren es nicht tun«, sagte Tsemel. »Wenn die Erwachsenen handeln würden – wenn es nur irgendeine politische Bewegung gäbe –, würden sie nicht so empfinden.«

Während des Prozesses argumentierte Tsemel, dass ein jüdischer Junge unter ähnlichen Umständen niemals wegen versuchten Mordes angeklagt worden wäre, wenn er aus nationalistischen Motiven einen Araber angegriffen hätte. »Ihre Anklage fällt immer geringer aus – Totschlag, schwere Körperverletzung«, sagte sie. Siedler, die Palästinenser verletzen, werden häufig gegen Zahlung einer kleinen Geldstrafe aus der Haft entlassen.

Am 18. April 2016, dem Tag, an dem Ahmeds Urteil erwartet wurde, versammelte sich seine Familie nervös im Jerusalemer Bezirksgericht. Seine zweiunddreißigjährige Mutter Maysoon saß steif auf einer Bank, makellos gekleidet in einem grauen Kopftuch, einem langen dunkelblauen Rock und einer curryfarbenen Jacke. Während sie darauf wartete, dass die Wachen ihren Sohn brachten, erklärte sie, sie könne nach wie vor nicht glauben, dass Ahmed an den Messerattacken beteiligt gewesen sei. »Ich habe es damals nicht geglaubt, und ich glaube es heute auch nicht«, sagt sie kopfschüttelnd. »Ich kann nicht. Ich kann nicht. Das erste Video hat mich

schockiert. Er ist ein kleiner, kleiner Junge. Schüchtern. Er ist immer bei mir in der Küche oder spielt mit seinen Tauben.« Sie lächelte matt. »Er wollte sie immer mit reinbringen und im Haus herumfliegen lassen. Ich habe geklagt: ›Sie machen so viel Dreck!‹ Aber er hat bloß gelächelt und gesagt: ›Mama, du weißt doch, dass ich hinterher immer sauber mache.‹« Sie wies mit dem Kopf auf eine Bank, wo Ahmeds Cousins darauf warteten, ein paar Worte mit Ahmed zu wechseln, wenn er in den Gerichtssaal geführt wurde, weil sie ihn in der Haft nicht besuchen durften. »Sie wollen ihm sagen, dass sie sich um seine Vögel kümmern«, erklärt seine Mutter. »Sie wissen, wie viel ihm daran liegt.«

Ahmed, klein und von schwächtiger Gestalt, traf ein, flankiert von zwei Jugendgerichtshelfern. Als er seine Familie sah, wirkte er überwältigt und den Tränen nahe. Nervös zupfte er an seinem grünen Hoodie, als seine Mutter ihn an sich drückte, und als seine Cousins ihn umarmten, raffte er sich zu einem flüchtigen Grinsen auf. Tsemel, deren schwarze Anwaltsrobe lässig von einer Schulter rutschte, zerzauste ihm das Haar. »Wie geht's, Junge?«, fragte sie auf Arabisch, bevor die Gerichtshelfer ihn in den Gerichtssaal führten. Drinnen bestätigten die drei Richter, die den Fall verhandelt hatten, eine Verschiebung des Urteils und ordneten für die Dauer der weiteren Beratungen Ahmeds Rückführung in die Jugendhaftanstalt an. Wegen dieser Verschiebung verließ Tsemel die geschlossene Verhandlung vorsichtig optimistisch. »Ich hoffe, sie diskutieren. Ich hoffe, sie haben Zweifel. Ich hoffe, unser Plädoyer war stark genug, um sie zögern zu lassen.« Andererseits sei die überwältigende Mehrheit der öffentlichen Meinung in Israel gegen jede Nachsicht, sagte sie. In den Zeitungen wurde Ahmed als »Terrorist« und »der Messerstecher« bezeichnet, obwohl er sein Messer gar nicht benutzt hatte. »Das Kreuzverhör und die Zeugen waren sehr feindselig.« Die Anklage hatte die Höchststrafe von zwanzig Jahren gefordert.

Aber Ahmeds Familie war erleichtert, dass er zumindest noch für ein paar Wochen in der Jugendstrafanstalt bleiben würde, wo

er weiter am Schulunterricht teilnehmen und Besuch von seinen Eltern empfangen konnte. Sie verabschiedeten sich im Flur des Gerichtssaals von ihm, bevor die Gerichtshelfer Ahmed wegführten.

Im Häuserblock der Manasras versucht die Familie noch immer zu verstehen, wie die beiden Cousins sich so radikalisieren konnten. Weil er mittlerweile Jura an der al-Quds-Universität studiert, ist der Onkel der beiden Jungen, Ahmed, während des Gerichtsverfahrens seiner Neffen zum Sprecher der Familie geworden. Aber er gibt zu, dass ihm häufig die Worte fehlen. »Sie haben normale Sachen gemacht, wie Kids sie machen«, sagt er. »Natürlich wissen wir nicht, was sie sich auf ihrem Computer ansehen, was sie im Internet lesen.«

Seine Brüder seien nicht mehr oder weniger radikal als die meisten Palästinenser ihrer Generation, sagt er. »In jeder Familie gibt es einen Aktivisten.« Als junger Mann nahm er selbst an Demonstrationen teil und wurde zu sieben Jahre Gefängnis verurteilt, weil er einen Molotowcocktail auf Soldaten geworfen hatte. Während der Ersten Intifada 1987 wurden zwei weitere der vierzehn Manasra-Brüder wegen Steinwürfen inhaftiert. »Aber als wir das gemacht haben, waren wir Männer«, sagt er. »Es ist schmerzlich, dass wir an diesen Punkt gekommen sind – dass Kinder darin verwickelt werden. Das ist keine Angelegenheit für Kinder. Keine palästinensische Mutter und kein Vater will das. Niemand. Die Einzigen, die davon profitieren, sind die gierigen, verdorbenen Politiker, die an ihren Sesseln kleben. Die haben kein Interesse an Ruhe.«

Er blickt durch die wehenden Gardinen auf seine geteilte Stadt und erinnert sich an eine Zeit, als die Kinder Jerusalems einander noch nicht als Feinde begegneten. »In Westjerusalem gab es einen Park – den Liberty-Bell-Park«, sagt er. »In Ahmeds Alter bin ich dauernd dorthin gegangen, um mit meinen israelischen Freunden zu spielen.«

Heute ist das unmöglich. Selbst als Erwachsener fühlt er sich in den jüdischen Vierteln nicht sicher. »Wenn früher ein Extremist versucht hat, dich anzugreifen, sind andere Israelis dazwischenge-

gangen. Wenn heute etwas passiert – ein Autounfall, irgendwas –, wird es missverstanden. Alle attackieren dich, weil du Araber bist.«

Er sagt, jedes Kind in der Familie ist traumatisiert. Hassans siebzehnjähriger Bruder Ibrahim wurde am Tag der Messerattacke geschlagen und verhaftet, als schwer bewaffnete Polizisten das Wohngelände stürmten. Ein Polizist behauptete, Ibrahim habe versucht, ihm seine Waffe zu entreißen. Da die Polizei die Sicherheitskamera zerstört hatte, deren Aufnahmen die Ereignisse gezeigt hätten, konnte Ibrahim nicht das Gegenteil beweisen. Er wurde mehrmals mit einem Gewehrknäuel geschlagen, erlitt Rippenbrüche und Gesichtsprellungen und kehrte erst nach fünf Monaten im Gefängnis nach Hause zurück. Obwohl er wieder den Unterricht an einem Technikkolleg besucht, kann er sich nicht konzentrieren. Seine zehn Jahre alte jüngere Schwester, die Zeugin der Misshandlung wurde, sprach danach eine Woche lang kein Wort. Ein anderer fünfjähriger Cousin verließ das Haus mehr als vier Monate überhaupt nicht mehr.

Es sei drei Wochen her, berichtet Ahmed, dass die israelischen Behörden endlich angeboten hätten, Hassans Leichnam an seine Familie zu übergeben. Sowohl der jüdische wie der islamische Brauch verlangen eine rasche Beerdigung der Toten, doch in letzter Zeit hält Israel die Leichen von bei Terrorangriffen getöteten Palästinensern zurück. Hassans Leichnam wurde vier Monate lang nicht freigegeben, bevor man eine Rückkehr unter strikten Bedingungen anbot: eine nächtliche Beerdigung, bei der nur die Onkel und das Friedhofspersonal anwesend sein durften; und alle mussten sich vorher einer strengen Sicherheitsüberprüfung unterziehen. Hassans Familie akzeptierte. Da es muslimische Sitte ist, den Leichnam nur in ein Tuch gehüllt und oft auch mit unbedecktem Gesicht vom Haus zum Grab zu tragen, bat sie jedoch darum, dass Hassans Leiche nicht in gefrorenem Zustand gebracht wurde.

An dem festgelegten Termin trafen die israelischen Behördenvertreter um Mitternacht mit der Leiche ein. »Bei seiner Ankunft war er starr wie dieser Tisch«, sagt sein Onkel und klopft auf die Maha-

goniplatte vor sich. »Sein Gesicht war blau. Wie verabschiedet man sich von einem Eiswürfel?« Die Familie weigerte sich, die Leiche in diesem Zustand anzunehmen, also packte die Polizei ihn wieder in die Tiefkühltruhe.

»Hassans Seele ruht in Frieden, und Gott möge ihm verzeihen«, sagt Ahmed. »Eine Leiche ist eine Leiche. Am Ende bleibt nur der Schmerz der Hinterbliebenen.«

Nachbemerkung

Am 17. Dezember 2015 wurde Na'or Ben Ezra an der Jerusalemer Klagemauer in Jerusalem bei seiner Bar-Mizwa zu seinem ersten Thora-Aufruf zugelassen.

Am 10. Mai 2016 wurde Ahmed Manasra des zweifachen versuchten Mordes für schuldig befunden und zu einer zwölfjährigen Gefängnisstrafe verurteilt.

Sieben Monate nach seinem Tod wurde Hassan Manasras aufgetauter Leichnam seiner Familie schließlich zur Beerdigung übergeben.

Aus dem Englischen von Kristian Lutze

DAS EIGENE VOLK

JACQUELINE WOODSON

IN AMERIKA FIELEN DIE BRAUNEN KÖRPER IN SCHAREN. SIE wurden so heftig und in so rascher Abfolge niedergemäht, dass man kaum den Blick abwenden konnte. Die Gesichter junger brauner Männer flackerten über die Plattformen sozialer Netzwerke. Junge braune Frauen schickten Selfies ins Universum, lange nachdem ihnen die Geräte abgenommen worden waren, und zwar just von den Menschen, die eigentlich laut ihrer Dienstmärke zu ihrem Schutz abgestellt waren. Kleine braune Jungen starrten uns mit unschuldsvollem Blick aus ihren Schulfotos entgegen. Mitten in dieser aufgeheizten Atmosphäre bestieg ich ein Flugzeug. Mein Ziel war Israel-Palästina.

Bereits mehrere Wochen vor dem eigentlichen Beginn meiner Reise kamen mir immer wieder die Tränen. Ich hatte Angst. Und das lag nicht nur an den täglichen Schreckensmeldungen, die über meinen Computerbildschirm flimmerten. Meine Lebensgefährtin, eine Ärztin, war vor vier Jahren schon einmal nach Hebron gereist und damals hatte ich fürchterliche Ängste ausgestanden, sie könnte nicht zu uns zurückkehren. Dann wäre ich nicht nur mutterseelenallein mit zwei kleinen Kindern gewesen, sondern hätte fortan mein Leben auch ohne sie weiterführen müssen. Ich hatte Angst, dass ich dann einen wunderschönen kleinen braunen Jungen in einem Land großziehen müsste, das die braunen Jungen hasst, die in ihm leben. Und ein braunes Mädchen in einer Welt, die sich weigerte, es wahrzunehmen. Ich weinte, weil wir Jahre später, nach

der ersten Reise meiner Lebensgefährtin, zusammen nach Palästina reisen würden, während sich unsere Kinder in einem Sommerlager in New Hampshire aufhielten, meilenweit von ihrer Familie entfernt. Genauso gut hätten sie auch in einem anderen Universum sein können – wie mir im Laufe der Reise klar wurde –, denn das, was ich in Israel-Palästina erlebte, konnten sie zu diesem Zeitpunkt ihres Lebens auch nicht im Entferntesten begreifen. Zwar mussten wir unserem braunen Jungen immer wieder einschärfen, wie er sich bei einer Begegnung mit der Polizei zu verhalten habe (Augen geradeaus, Hände immer sichtbar, niemals rennen), und unserem braunen Mädchen, auf welche Weise sie mit ihrem braunen Körper einen Raum betreten sollte (immer alles züchtig bedecken, bitte!), doch ich wusste, dass es Mütter in Hebron gab, die verzweifelt darauf warteten, dass ihre Kinder heimkehrten. In Hebron wurde ich Zeuge, wie die Soldaten sämtliche Checkpoints schlossen, während zwei kleine Jungen, die sich ein Fahrrad geteilt hatten, noch draußen standen und weinten. Ihre Mütter wussten nicht, wo sie seien, sagten sie. *Bitte lasst uns nach Hause gehen*, flehten sie immer und immer wieder. Ihre Worte fielen in den Staub. Ich befand mich in Begleitung eines palästinensischen Aktivisten namens Issa Amro und meiner Lebensgefährtin Juliet. Die Soldaten, die selbst noch fast Kinder waren, standen mit umgehängten Gewehren da und sahen zu. Oder sahen weg. Ihre Mienen waren zu Stein geworden, um die Arbeit verrichten zu können, für die man sie für die Dauer von drei Jahren in den Armeedienst eingezogen hatte. Die Kinder, die sich immer noch an ihr Fahrrad klammerten, bettelten weiter. Es gab nichts, was wir hätten tun können.

An diesem Abend gingen meine Partnerin und ich zurück in unser Hotelzimmer, schalteten unseren Computer ein und atmeten erleichtert aus, als wir die Berichte aus dem Sommerlager in New Hampshire sahen. Unsere Kinder waren in Sicherheit. Unsere Kinder waren glücklich. Doch wir hatten uns verändert. Wir trugen jene weinenden Jungen in uns.

IN DEN WOCHEN VOR UNSERER ABREISE VERSAMMELTE SICH unsere Familie jeden Abend zum gemeinsamen Essen. Wir setzten uns an den Tisch, den wir seit vier Jahren besaßen, in dem Sandsteinhaus, das 1878 gebaut worden war, und reichten uns gegenseitig Teller und Schüsseln, die wir mit Leichtigkeit bei Ikea ersetzen konnten, falls sie einen Sprung bekommen oder zerbrechen sollten. Wir glitten leichtfüßig durch das Innere unserer kleinen geschützten Blase. Nur ich bildete eine Ausnahme. Ich befand mich in Gedanken zur Hälfte bereits an einem Ort, der so fremd und furchteinflößend war wie die Ahnungslosigkeit. So greifbar wie die täglichen Nachrichten.

Was ich über Israel-Palästina zu wissen glaubte, war, dass es ein gefährlicher Ort war, ein Ort, an dem mit Menschen vollgepackte Busse am helllichten Tag explodierten und kleine Jungen durch die Straßen liefen und mit ihren halbautomatischen Waffen auf unschuldige Passanten zielten. Das Israel-Palästina, das ich zu kennen glaubte, war kein Land, das nette, freundliche jüdische Frauen (wie meine Lebensgefährtin) betreten und wieder verlassen konnten, ohne dabei zu Schaden zu kommen. Ich kannte dieses Israel-Palästina aus Zeitungsartikeln und Fernsehberichten. Es war ein Ort, der mir genauso fremd war wie zum Beispiel Jemen – ein Ort irgendwo da draußen, wo sich Menschen, die mit mir nichts zu tun hatten, gegenseitig bekämpften und töteten. Menschen, die man nicht zu hundert Prozent als Menschen bezeichnen konnte ... Wie sollten sie es auch sein? Schließlich befanden sie sich außerhalb meiner behaglichen amerikanischen Heimat. Außerhalb jeglicher Parameter, die ich mir vorstellen konnte – oder die vorzustellen ich überhaupt als notwendig empfand. Die täglichen Berichte zu den Verwüstungen, die durch die Besatzung entstanden, fielen bei mir auf nahezu taube Ohren. Diese lauschten vielmehr auf die inländischen Tragödien: das alles überschattende brutale Vorgehen der Polizei, das Sterben meines eigenen Volkes. Wenn ich nicht in der Lage war, das zu ändern, was konnte ich dann überhaupt ausrichten? Die nicht abreißen wollenden Berichte über getötete Juden und Palästinenser

erreichten mich nur in Gestalt verschwommener Schatten. Blutlos. Knochenlos. Es waren keine Schulkinder, die um Süßigkeiten bettelten. Keine Mütter, die ihre Brüste den gierigen Mündern der Neugeborenen reichten. Kein Neugeborenes, das instinktiv seinen Mund der Mutter entgegenhob. Keine Jungen, die draußen vor einem Checkpoint standen, vor verschlossenen Toren, während ihnen die Soldaten den Rücken zuehrten und fortgingen. *Wann werden sie denn die Tore wieder öffnen?*, fragte ich meine Begleiter. *Das könnte noch Stunden dauern. Das bestimmen allein die Soldaten.* Nein. Wenn ich schon meine eigenen Leute, mein eigenes Volk nicht retten konnte, warum sollte ich mich da überhaupt bemühen, die verschwommenen Schatten als etwas ganz und gar Menschliches wahrzunehmen?

Meine eigenen Leute starben.

Jetzt jedoch weiß ich, dass es so etwas wie die eigenen Leute, das *eigene Volk*, nicht mehr gibt.

IN UMM AL-KHAIR, EINEM BEDUINENDORF IM SÜDLICHEN HEbrongebirge, kredenzte uns ein Künstler namens Eid Hthaleen dampfenden Salbeitee in winzigen eleganten Gläsern. Wir saßen auf Teppichen, unter einem großen Zelt Dach. Unsere Schuhe hatten wir ausgezogen und vor dem Eingang stehen gelassen. Draußen, in den Hügeln, die das Zelt umgaben, konnte man die dünnen Ziegen des Künstlers sehen, wie sie über die Weide zogen. Und die provisorischen Behausungen, die man aus Blech und Plastik und Zeltplanen zusammengezimmert hatte. Dahinter lag ein Schutthaufen aus Metall. Den hatten die Soldaten hinterlassen, die mit dem Befehl gekommen waren, die Behausungen zu zerstören. Kleine Kinder starrten mich mit weit aufgerissenen Augen an. Ein dunkelhäutiger, nahezu zahnloser Mann mit gelb verfärbten Fingerspitzen saß kettenrauchend in einer Ecke. Als einen Moment lang ein Schweigen eintrat, beugte er sich zu mir herüber und fragte mithilfe eines Dolmetschers: *Was ist da los bei euch in Amerika? Warum werden alle schwarzen Leute umgebracht?*

Ich konnte ihm keine Antwort geben.

Ich weiß es nicht.

Später zeigte uns Eid sein Atelier, einen winzigen Verschlag draußen vor einem steinernen Haus mit zwei Zimmern. Er zeigte uns die wunderbaren Lastautos, die er anfertigte. Es waren winzige Bulldozer und Lastkraftwagen – Miniaturversionen jener Fahrzeuge, die gekommen waren, um die Häuser zu zerstören, die früher hier gestanden hatten. Gebaut hatte er sie aus den Überbleibseln ebendieser Häuser, aus dem Metall und anderen Materialien, die von der Zerstörung übrig geblieben waren. Auch dieses Haus, so erzählte er uns, sei von einer Abrissverfügung bedroht. Alle Behausungen, die hier noch standen, waren es. Er hatte keine Ahnung, wo er mit seiner Familie von hier aus hinziehen sollte. Er wusste nicht, wo die anderen Familien hinziehen würden. Sie hatten seit über einem halben Jahrhundert auf diesem Land gelebt. *Es ist Land, sagte Eid. Es wird noch hier sein, lange nachdem wir aufgehört haben, uns seinetwegen zu bekämpfen.*

AN TAGEN, AN DENEN ICH MICH MORGENS BESONDERS MUTIG fühle, ziehe ich mir mein »BLACK IS BEAUTIFUL«-T-Shirt über den Kopf. Es ist schwarz, mit weißen Buchstaben. Die Leute, denen ich begegne, lächeln mich entweder an oder sie starren wütend. Oder sie sehen überrascht aus. Aber dass ich für die Schwarzen bin, heißt nicht, dass ich gegen die Weißen bin. Dieses T-Shirt ist keineswegs so etwas wie ein Mittelfinger, den ich in die Luft strecke. Es soll vielmehr ein Ausdruck meiner Überzeugung sein, dass es auch Selbstliebe geben kann, ohne dass man dafür andere niedermachen muss. Aber warum kann ich dieses T-Shirt immer nur dann tragen, wenn ich mich stark genug fühle?

In Israel-Palästina begegne ich sowohl israelischen als auch palästinensischen Aktivisten, die unermüdlich an der Schaffung eines sichereren, freieren, gerechteren Landes arbeiten. Ich fahre mit einem Bus zum Qalandiya-Checkpoint und schaue zu, wie man die

Palästinenser auf ihrem Weg zur Arbeit unendlich langsam hindurchschleust. Der Checkpoint ist eine hoch emporragende Konstruktion aus Stacheldraht, Eisengittern und Metalldetektoren. Jeder muss seinen Ausweis vorweisen und manchmal, aus Gründen, die niemand erklären oder nachvollziehen kann, wird jemandem der Durchgang verwehrt. Dieser Person gehen dann mehrere Arbeitstage – und manchmal auch Wochen – verloren. In den frühen Morgenstunden kommt eine kleine weißhaarige israelische Frau zum Checkpoint, um sich als Zeugin zur Verfügung zu stellen. Ihr Name ist Hanna Barag. Sie will für die Rechte der Palästinenser kämpfen, will den Menschen helfen, den Tag zu überstehen, ihr Leben zu führen, ihre Familien zu ernähren. Ich beobachte sie, sehe die Hoffnung, die ihr Handeln in sich birgt, sehe die Hoffnung in den Gesichtern der Palästinenser, die wissen, wer sie ist und warum sie gekommen ist. Der Checkpoint erinnert mich an Comstock, Cocksackie, Elmira – die vielen Gefängnisse, die ich als Kind gesehen habe, während ich meinen inhaftierten Onkel besuchte. Ich schaue zu, wie die Menschen in der Hitze der frühen Morgenstunden langsam durch den Checkpoint gehen, mit gesenkten Köpfen, hoffnungsfroh hingehaltenen Ausweisen – und ich frage mich, welche Art von Verbrechen sie begangen haben, um diesen Moment erleben zu müssen. Und gleichzeitig weiß ich: Es ist ganz einfach das Verbrechen, das in dem Zufall ihrer Geburt begründet liegt. Das Verbrechen einer Nation, vieler Nationen, die sich weigern, Menschen als ... Menschen zu sehen.

In Hebron zeigt ein kleiner rothaariger palästinensischer Junge auf meine Haare und sagt: *Die sind nicht echt. Deine Haare sind nicht echt!* Als ich es ihm erlaube, sie zu berühren, zieht er heftig daran. Ich tue, was jede Mutter in so einem Moment tut: Ich ziehe ihn auch an seinen Haaren. Er ist überrascht. Und dann lacht er. Ich bin genauso erstaunt über die Existenz eines rothaarigen Palästinensers wie er über die einer dunkelhäutigen Frau mit Afrofrisur. Und im nächsten Moment sind wir schon nicht mehr überrascht. Wir sind einfach nur, wer wir sind.

AUF DEM FLUG NACH ISRAEL-PALÄSTINA BIN ICH EINE VON DREI schwarzen Passagieren. Ein dunkelhäutiger Mann, der eine Jarmulke trägt, winkt mir zu. Kennen Sie sich, fragt mich die Flugbegleiterin. Ich lächele sie an, ein schweigendes, knochenkaltes Lächeln. Mein Rücken und meine Stimme sind in Erwartung der Reise angespannt. Ich bin eine Mutter. Eine Lebensgefährtin. Eine Autorin, die in Brooklyn wohnt. In meinem Leben gibt es Menschen, die jeden Sonntag zu uns zum Essen kommen und die das – mit nur einigen wenigen Ausnahmen – absolut regelmäßig tun, schon seit vierzehn Jahren. Wir kennen uns aus, sowohl, was den richtigen Bordeaux als auch, was die Weltpolitik anbelangt. Wir lachen viel. Wir unterhalten uns über die geheimnisvollen Wachstumshormone unserer Kinder – wie ist das möglich, dass dieser oder jener schon so bald so viel größer ist als ich und dass dieser oder jener schon Abitur macht, die Uni abschließt, seine Magisterarbeit schreibt? Eine Stimme ist durch die Lautsprecheranlage zu hören. Sie spricht Hebräisch. Meine Lebensgefährtin nimmt meine Hand und erzählt mir zum hundertsten Mal, dass ihre eigenen Eltern immer verschiedene Flüge genommen haben, damit ihre drei Kinder, wenn etwas passieren sollte, nicht als Vollwaisen zurückbleiben. Und was ist nach dem Flug, möchte ich fragen. Was dann?

Wir haben dem Ferienlager in New Hampshire alle Telefonnummern gegeben, von allen Tanten, die es gibt, von New York über Vermont bis hin zu Kalifornien. Mir fällt zum wiederholten Male ein, dass wir es noch immer nicht geschafft haben, unsere Testamente aufzusetzen. Meine Schwester wird wissen, was zu tun ist. Oder vielleicht ja auch nicht.

DIE ERINNERUNG IST SCHON EINE MERKWÜRDIGE SACHE. Während ich dies Monate später schreibe, ist mir bewusst, dass meine Angst vor Israel-Palästina – wie so viele andere Ängste auch – aus Unwissen entstanden war. Es war eine Angst vor dem Unbekannten,

vor den Lebensgeschichten anderer, die sich in meine eigene Gegenwart drängten.

Den Menschen von Palästina ist eine stille, unaufdringliche Anmut zu eigen. Bevor man sich noch die Sandalen ausziehen und ihre Häuser betreten kann, bieten sie einem schon eine Tasse Tee an. Dabei halten sie schüchtern ihre Köpfe gesenkt, Männer wie Frauen, schenken einem dann jedoch im nächsten Moment ein warmes Lächeln, das oft genug offenbart, welche Verheerung die Armut in ihren Zahnreihen angerichtet hat. Im Innern der israelischen Aktivisten wiederum glüht ein starker moralischer Kern – ein unerschütterlicher Glaube daran, dass Gleichheit und Gerechtigkeit für alle Menschen möglich ist, gepaart mit der Weigerung, die Augen von dem Leid abzuwenden, das Israel-Palästina tagtäglich heimsucht. Während vieler Jahre stand ich außerhalb dieser Welt. Und dann stand ich im Innern meiner eigenen Angst. Langsam und ein wenig widerstrebend trat ich ein, öffnete meine Augen, ließ meinen Tast-, Geschmacks- und Geruchssinn walten und zog diese Welt sozusagen an ihren Haaren – eine Welt, die ich zuvor nicht hatte sehen oder kennen wollen.

Es ist nicht echt, sagte der Junge und zog an meinen Haaren. Aber genau wie der dreizehnjährige Ahmad Abdullah Sharaka, der zwölfjährige Tamir Rice, der elfjährige Abdul-Rahman Obeidallah, die siebzehnjährige Dania Jihad Irshaid, die vierundachtzigjährige Marilyn May Bettencourt und die Hunderte von Palästinensern und Afroamerikanern, die 2015 und 2016 getötet wurden, sind meine Haare echt, so echt wie die Körper dieser Menschen, so dicht und schwer wie die Trauer ihrer Familien, so dunkel wie das Blut, das geflossen ist und immer noch fließt – von den Vereinigten Staaten bis hin zu Israel-Palästina.

Aus dem Englischen von Dorothee Merkel

DIE AUFGEDUNSENE ZEIT UND DER TOD DER BEDEUTUNG

ALA HLEHEL

DIE BESATZUNG BERAUBT DICH DEINER MENSCHLICHKEIT, indem sie dir die Fähigkeit raubt, die Zeit zu kontrollieren.

Ein freier Mensch hat es selbst in der Hand, wie er mit seiner Zeit umgeht: Er steht auf, wann er will, und legt sich schlafen, wann er will. Er geht zur Arbeit und folgt dabei einem simplen Tagesablauf. Sie besucht ihre Verwandten oder ihren Verlobten. Er geht ins Kino. Sie geht spazieren, fährt, wann immer sie das Bedürfnis dazu hat, in die Natur, die ihren Wohnort umgibt. Eine menschliche Person wird dadurch zum Menschen, dass sie ihre eigenen Entscheidungen trifft. Sie hat die Gabe, für den morgigen Tag zu planen und auch den Tag darauf, für die nächste Woche oder auch die nächsten zehn Jahre. Ein Mensch lebt in Freiheit, weil er über seine Zeit bestimmen kann. Und die Freiheit gewährleistet jenes simple, außergewöhnliche und manchmal so schwer definierbare Phänomen: die Menschenwürde.

Die Besatzung ist eine Maschine: ein komplexes krakenähnliches Regime, dessen Mechanismen diejenigen, die ihm unterworfen sind, in die Erschöpfung treiben sollen. Ein Regime, das auf Unterdrückung basiert, die sich wiederum als legitime Verwaltung tarnt, mit Gerichtshöfen und gesetzlichen Instanzen. Auf den ersten Blick scheint alles rechtmäßig zu sein und erweckt den Eindruck, als handelte man gemäß den Menschenrechten. Einem Jungen, der angeklagt wird, Steine geworfen zu haben, wird bei der Verhandlung vor

dem Militärgericht rechtlicher Beistand gewährt und auch ein Dolmetscher zur Verfügung gestellt. Ebenso hat auch seine Mutter das Recht, während der vier Minuten, die man für die rasche Beratung im Innern des gepanzerten Militäranhängers benötigt, sehnsüchtig weinend in seiner Nähe zu stehen. Tische, Stühle, Computer, männliche und weibliche Soldaten, Sekretäre, das Staatswappen, die Fahnen, intelligente Überwachungskameras, ein Metallgitter, das die Sitzplätze der Angeklagten einfasst, ein braunes Holzpodest, hinter dem der Strafverteidiger steht, weiße Hemden mit schwarzen Krawatten, ein ungeduldiger Richter und drei junge Männer in der Blüte ihrer Jahre, die während einer Demonstration Steine auf einen Militärjeep geworfen haben. Alles ist vorhanden. Alles außer Gerechtigkeit.

Die Maschine ähnelt einer alten Uhr, die von Zahnrädern angetrieben wird: Jedes Rad, das sich dreht, greift in ein anderes Rad, das mit ihm verzahnt ist, und setzt es in Bewegung. Ein Zahnrad dreht das nächste und dieses dreht wieder das nächste und immer so fort. Die Besatzungsmaschinerie ist so straff gespannt, fügt sich so nahtlos ineinander und ist so kohärent, dass man kaum erkennen kann, wo sie endet und wo sie beginnt. Wer setzt wen in Gang? Treiben die Siedlungen die Regierung an oder ist es umgekehrt? Bringen die finanziellen Ressourcen die Ideologie in Schwung oder die Ideologie die finanziellen Ressourcen? Ist die Armee die treibende Kraft hinter den sicherheitspolitischen Rechtfertigungen oder ist es umgekehrt? Sorgen die Umgehungsstraßen für ein Wachsen der Siedlungen oder führen die wachsenden Siedlungen zu Umgehungsstraßen?

Warum werfen Palästinenser Steine auf die Fahrzeuge der Soldaten und Siedler? Weil sie neidisch darauf sind, dass deren Räder sich endlos weiterdrehen können, auf der Suche nach der nächsten luxuriösen Umgehungsstraße. Es ist ein ganz simpler und sehr menschlicher Neid. Es ist der Neid derer, die hinter eine imaginäre, aus der Luft gegriffene Linie verbannt wurden und dazu verdammt sind, zuzusehen, wie das Leben in einem irrwitzigen Tempo an

ihnen vorbeirauscht. Und woran erkennt ein Palästinenser, dass das Leben an ihm vorbeirauscht? An den endlosen mit roten Ziegeln gedeckten, sich von ihrer Umgebung so deutlich abhebenden Dächern – Dächern, die sich nicht nur abheben, sondern auch immer weiter vermehren – inmitten des satten Grüns seines beschlagnahmten Landes. Die roten Ziegel stehen im Dienst der Besetzung. Sie sind der zuverlässigste Beweis dafür, dass die Zeit verstreicht – dafür, dass mehr als fünfzig Jahre vergangen sind, in denen die Zeit totgeschlagen wurde. Auf einem Marktplatz in einem europäischen Ort hat man einmal eine raffinierte Methode erfunden, anhand deren die Stunden gezählt wurden, die im Verlauf des Tages vergingen: Ein Blechsoldat kam aus einer riesigen Uhr geschritten, hob die winzige Pistole, die er in seiner blechernen Hand hielt, und feuerte einen Schuss in die Luft. Ein Schuss für jede Stunde, die schlug. Dann verschwand er wieder im Innern der Uhr. Ein kreativer Einfall, mit dem man dem Gleichnis der zur Strecke gebrachten Zeit eine Gestalt verlieh. Es ist verblüffend, welche Durchschlagskraft dieses anschauliche Zitat hat. Die Besetzung ist ein kalter Blechsoldat, der mit barbarischer Grausamkeit das Wichtigste zur Strecke bringt, was uns das Leben bietet: die begrenzte Anzahl der Sekunden nämlich, die uns gegeben wurden – und zwar nur ein einziges Mal und dann nie wieder. Jene Sekunden, die uns überhaupt erst ein unmittelbares, klares und profundes Gefühl dafür vermitteln, was es heißt, ein Mensch zu sein. Während einer Autorenreise, an der ich teilnahm, war die Zeit ein ausschlaggebender Faktor: Wann wir das Hotel verließen, wann wir ankommen würden, wann wir uns ausruhten, wann wir Kaffee trinken würden, wann wir aus dem Auto ausstiegen, wann wir wieder zum Auto zurückkehrten. Ein freier Mensch unterteilt seine Zeit in genau bestimmbare Abschnitte. Das unterscheidet ihn von dem Gefangenen, der in einem riesigen Kerker dahinsiecht. Der in Fesseln gelegte Häftling unterteilt seine Zeit keineswegs in genau bestimmbare Abschnitte. Zeit – das bedeutet für ihn, aufzuwachen und einzuschlafen. Wenn er schläft, dann schläft er, und wenn er wach ist, wartet er darauf,

wieder einzuschlafen. Und so verliert die Zeit ihre Bedeutung. Die viel größere Tragödie besteht jedoch darin, dass der Bedeutungsverlust der Zeit zum Bestandteil seiner täglichen Routine wird und dass er diese Routine sogar zu akzeptieren beginnt. Es sind nicht die Gewehrkugeln, mit denen die Besatzung dich tötet – jedenfalls meistens nicht. Es ist die Pistole der Zeit. Militärfahrzeuge kommen zum Eingang deines Dorfes gefahren und zücken die Zeitpistole. Und jedes Mal, pünktlich zur vollen Stunde, feuern sie daraus eine Kugel ab. Das ist die Art und Weise, in der die Besatzung dich tötet.

Die Besatzung erschlägt die Zeit und beraubt die Palästinenser ihrer elementaren Menschenwürde. Das birgt eine ebenso erdrückende wie verheerende Traurigkeit in sich. In der jüdischen Exegese ist es Gott allein, der außerhalb der Zeit existiert. »Am Anfang« bedeutet: bevor die Zeit geschaffen wurde. Dann kam der Moment, in dem Gott die Zeit schuf, als Gefäß, in dem das Sein enthalten ist. Gott gab es schon vor dem Entstehen dieses Bibelverses und es wird ihn auch nach dessen Vergehen weiterhin geben. Die Siedler glauben, sie wären bereits vor der Zeit der Besatzung hier gewesen und würden auch nach ihrem Ende weiterhin hier sein. Maimonides lehrte, die Bedeutung dieses Verses sei, dass die Zeit sich uns durch die Bewegung greifbarer Substanzen offenbare und dass sie wieder verschwinden würde, sobald diese Substanzen aufhören, sich zu bewegen.

Hier, in den besetzten Gebieten, ist die Zeit einer Kreisbewegung unterworfen und deshalb bewegt sie sich auch nicht im eigentlichen Sinne. Sie bewegt sich nicht vorwärts. Der Mensch dreht sich in den grausamen Zirkeln der kreisförmigen Zeit. Er ist wie ein Nagetier in einem Hamsterrad: Er rennt und steht doch still dabei. Die Palästinenser, die man der Besatzung zum Fraß vorgeworfen hat, sind stetig auf der Suche nach neuen Methoden, mit denen sie die Zeit totschiessen können – eine Zeit, die nicht vergehen will. Die Zeit lastet schwer auf ihnen. So schwer wie eine düstere winterliche Wolkenbank. Zeit will strukturiert, manövriert, gesteuert werden. Ein Palästinenser im Westjordanland sieht sich wesentlich

öfter der unerbittlichen Zeit gegenüber als einem Panzer oder einem Gewehrlauf.

Wir stehen rauchend vor unseren Autos und versuchen das Unmögliche – etwas, das jeder Raucher schon einmal versucht hat, nämlich die Zigarette in der Hand zu halten und sie gleichzeitig vor dem Ausgehen zu bewahren. In diesen drei Minuten, die man sich für ein flüchtiges Vergnügen stiehlt, inmitten einer allumfassenden Verzweiflung, wird einem bewusst, dass ein Mensch alles ertragen kann, wenn er nur an seinen kleinen Angewohnheiten festhält. Ebendiese Angewohnheiten sind das letzte Indiz für sein Menschsein. »Wir feiern die Hoffnung«, sagt Mahmoud Darwish und meint damit diejenigen, die der Blockade unterworfen sind.

IM VERLAUF DER LETZTEN JAHRZEHNTE ÜBERNAHMEN SIEDLER zwei Gebäude im Ostjerusalem Stadtteil Silwan. Das war der erste Streich einer groß angelegten und vielschichtigen Übernahmeaktion. Heute sind mehr als zehn Gebäude in Silwan im Besitz der Siedler, einschließlich der »Davidstadt«, eines Komplexes, der oben auf dem Hügelkamm zum Zweck eines ideologisch verbrämten, religiösen Tourismus errichtet wurde. Diese Stätte verkörpert das gesamte komplexe zionistische Gedankengut: eine Siedlerideologie mit deutlich kolonialistischen Merkmalen unter dem Deckmantel der Thora-Erzählung. Einer der Siedler rächte sich an seinem palästinensischen Nachbarn, indem er sein Abwasserrohr an dessen Haus entlangleitete. »In der Scheiße stecken« wurde von einer Redensart zur penetrant riechenden Realität. Der palästinensische Hausbesitzer zeigte uns einen kleinen Raum in seinem Haus, der vor Abwasser überquoll. Der Gestank, der sich hier ausbreitete, war absolut widerlich, doch das wahrhaft Traurige und Schmerzhafte an der Situation war das stille Leid in den weit aufgerissenen Augen des Mannes, als er uns mit leidenschaftlichen Worten berichtete, was die Siedler ihm angetan hatten. Bei wem sollte er sich beschweren, wen konnte er um Hilfe anflehen?

Ein gepanzerter Minibus hält Einzug in den Stadtteil. Er wird von Beamten der Grenzpolizei begleitet, die vor Waffen nur so strotzen. Der Bus hält vor einer Siedlung, die sich außerhalb von Zeit und Kontext kaserniert hat. Das Leben in der Gasse kommt zum völligen Stillstand, als die Söhne der Siedler, die aus der Schule zurückkehren, aus dem Minibus steigen und in einem Gebäude verschwinden. Das »Beit Yonatan«, wie das Gebäude genannt wird, ragt in die Luft wie ein Mittelfinger, den die Siedler allen anderen ins Gesicht strecken. Plötzlich versteht man, was die palästinensische Forderung nach dem Recht auf Selbstbestimmung zu bedeuten hat. Es ist ganz einfach das Recht, die Straße vor deinem Haus entlangzugehen, wann immer du willst, ohne sich einer Leibesvisitation unterwerfen zu müssen oder von Sicherheitsbeamten verfolgt zu werden. Die Grenzen, die Hauptstadt, die Sicherheitsvorkehrungen, die Kontrolle über die Ressourcen, all dies führt dazu, dass du kaum jemals durch dein Viertel gehen kannst, ohne beleidigt oder bedrängt oder verhört zu werden und – was das Wichtigste ist – ohne jenes grundlegende Recht aufgeben zu müssen: das Recht nämlich, ohne Angst dein Haus zu verlassen. Die Besatzung raubt dir den Lebenswillen, den Willen, Risiken einzugehen, einfach so ohne Ziel durch die Straßen zu gehen, ohne ein genau bestimmtes Ziel oder einen Plan, der detailliert genug wäre, als dass er die Neugier eines dich ins Verhör nehmenden Soldaten befriedigen könnte.

Die Besatzung verwandelt deine Freude darüber, barfuß an einem Sandstrand entlangzulaufen, in einen Luxus, den sich das Mitglied eines Volkes im Überlebenskampf nicht leisten kann. Die Besatzung lässt deine Freuden und Wünsche auf ein Minimum zusammenschrumpfen. Und genau so können sie über dich triumphieren, ohne einen einzigen Schuss abfeuern zu müssen.

Die Soldaten fragen dich über alles aus. Du musst überzeugend wirken, damit sie dich an der Absperrung vorbei oder durch den Checkpoint lassen. So etwas wie Normalität gibt es unter einer Besatzung nicht. Alles muss außergewöhnlich oder bemerkenswert

sein, damit sich der Soldat überhaupt erst dazu herablässt, deinen Passierschein zu lesen oder dein Gepäck zu durchsuchen. Die Besatzung macht dein Leben zu einer Aneinanderreihung außergewöhnlicher Momente, zwischen denen sich tote, leidenschaftslose Zeitspannen ausdehnen. Zeitspannen voller Untätigkeit, Müßiggang und Antriebslosigkeit.

OFRA GEHÖRT ZU DEN ERSTEN SIEDLUNGEN, DIE VON DER Gush-Emunim-Bewegung gegründet wurden, und zwar in geheimer Absprache mit jener »Friedenstaube« Shimon Peres. Als 1977 die Likud-Partei an die Macht kam, machte es sich das damalige Kabinettsmitglied Ariel Sharon zur Aufgabe, die Ausbreitung der Siedlungen nach dem Prinzip eines Schweizer Käses voranzutreiben: hier ein Loch, dort ein Loch. Mit der Zeit verschmolzen diese Löcher zu einem Körper, während sich der palästinensische Körper wiederum zu einer Ansammlung von Löchern verwandelte. Die Palästinenser wurden zu Löchern im Siedlungskörper, ein lästiger Dorn im Hintern der Siedler, um eine Metapher heranzuziehen, die der Kultusminister Naftali Bennett einmal benutzt hat. Das Ganze ist ein abgekartetes Spiel: Derjenige, der über alle Macht, Kontrolle und Herrschaft verfügt, wird zum Körper, und du, dem all dies fehlt, wirst zum schwarzen Loch. Dem palästinensischen schwarzen Loch fehlt jedes Zeitmoment. Genau wie in jedem anderen schwarzen Loch wird auch hier alles ausgelöscht. Es sorgt dafür, dass du in deinen segregierten Straßen, deinem segregierten Rechtssystem und den segregierten Sicherheitsmaßnahmen verschwindest.

Mit der Ratifizierung des Oslo-Abkommens verschärfte sich der eingeschlagene Schweizer-Käse-Kurs: Man baute angeblich »legale und offiziell vereinbarte« Umgehungsstraßen, durch deren Existenz die Siedlungen dauerhaft für legitim erklärt wurden. So machte man aus abgelegenen, isolierten Orten in ursprünglich als schrecklich empfundenen Gebieten (oder auch Löchern) Vororte, die von Jerusalem oder Tel Aviv bequem zu erreichen waren,

und zwar über Straßen, die nur von Juden befahren werden durften. Moderne Straßen (so wie in Europa oder Amerika), ganz anders als die palästinensischen Straßen (wie im Nahen Osten). Das steigerte natürlich die Popularität dieser Wohnorte (im Körper des Schweizer Käses). Man musste den neuen jüdischen Einwohnern in ihren luxuriösen Vororten ihre Bewegungsfreiheit garantieren und gleichzeitig ebendiese Freiheit auf der anderen Seite einschränken, damit sich die neuen Bewohner sicher und wohlbehütet fühlen konnten. Und wie erreichte man das? Durch eine Reihe grundlegender Maßnahmen, wozu zum Beispiel auch gehörte, dass man die Ein- und Ausfallstraßen der palästinensischen Ortschaften auf zwei pro Ort beschränkte und den palästinensischen Verkehr auf einige wenige vorgeschriebene Straßen umleitete. So konnte man die Maus im Innern der Löcher gefangen halten. Sie kann nur rauskommen, wenn man es ihr befiehlt, und auch nur auf Befehl zurückkehren. Dadurch gewann man gleich an zwei Fronten: Man bekam die lästigen, übertrieben besitzergreifenden Palästinenser unter Kontrolle und schuf für die neuen Besitzer der Gegend ein bequemes, mit wirtschaftlichen Vorteilen gesegnetes Vorstadtleben.

DER SCHAFHIRTE ABU ALI SCHREITET AN DEN GRENZEN DES Landes entlang, das zu dem im südlichen Hebrongebirge gelegenen palästinensischen Dorf Susiya gehört. Dabei bemüht er sich, den Status quo aufrechtzuerhalten: Es ist verboten, die Schafe in den Hügeln weiden zu lassen, die in der einen Richtung liegen, weil das ein militärisches Sperrgebiet ist, und es ist verboten, die Schafe in den Hügeln der anderen Richtung weiden zu lassen, weil die den Siedlern gehören. Er muss also höllisch aufpassen, dass keines der mehreren Dutzend Schafe, die er hütet, gegen diese Einschränkungen verstößt. Wir stehen neben ihm in der eisigen Kälte, unterhalten uns und rauchen. Ich bin erstaunt, dass er da einfach so neben uns stehen kann, ohne Handschuhe oder dicken Mantel. Eine kalte, schmerzliche Frage beschäftigt mich. Sie will mir ein-

fach nicht aus dem Kopf: Was haben sie mit uns gemacht, palästinensischer Schafhirte? Warum bist du mir so fremd? Weißt du, wie wir es schaffen könnten, das Eis zwischen uns zu brechen (sowohl im wörtlichen als auch im übertragenen Sinne)? Was erhofft sich Abu Ali vom Leben? Dass man es ihm erlaubt, seine Schafe auf dem verbotenen gegenüberliegenden Hügel grasen zu lassen, wo es reichlich Weideland gibt. Wie ist es möglich, dass dies ein dermaßen schwer zu erfüllender Wunsch ist? Er will doch einfach nur Zeit sparen: Wenn er seine Schafe auf dem gegenüberliegenden Hügel weiden ließe, hätten diese ihren Hunger rasch gestillt und er könnte viel eher in seine Höhle oder seine Hütte zurückkehren und sich mit seiner Frau und seinen Kindern vor den warmen Ofen setzen. Alles, was er will, ist, die Zeit zu verkürzen, die er in dieser klirrenden Kälte verbringen muss.

Aber dieser Wunsch stößt auf »offizielle« Komplikationen: Die Siedler haben Bäume in Kübeln gepflanzt, um sicherzugehen, dass die Bäume auch wachsen. Das osmanische Landrecht, das hier immer noch gilt, besagt, dass jeder, der das Land mehrere Jahre lang kultiviert, automatisch das Besitzrecht erlangt. Dabei wird in diesem Gesetz jedoch nicht spezifiziert, was genau eine solche »Kultivierung« bedeutet und in welchem Umfang oder in welcher Größe sie stattzufinden hat. Um sich dieses Gesetz zunutze zu machen, pflanzen die Siedler ihre Bäume in Kübeln und verteilen diese über ein riesiges Gebiet, damit das betreffende Land dann schlussendlich zu »ihrem« Land wird. Eineinhalb Prozent des Landes im Westjordanland wird von Siedlern kultiviert – einiges davon auf eben-diese Weise. Es handelt sich dabei um eine ganz neu erfundene Methode, das Land zu »kultivieren«, eine Methode, die sich weder um die Zeit schert noch darum, in welcher Weise diese vergeht. Der potenzielle Besitzer hat es nicht nötig, jahrzehntelang das Land zu bestellen, braucht sich nicht darum zu kümmern, muss es weder wässern noch unter seinen Bäumen schlafen, muss seine Sprache nicht verstehen und seinen Geschichten nicht zuhören, damit es irgendwann ihm gehört. Die Palästinenser betreiben ihre Landwirt-

schaft noch auf sehr traditionelle – und sehr langsame – Weise, wohingegen die Hightechmethode, bei der man die Pflanzen in Kübeln züchtet, sehr schnell geht. Noch so ein israelischer Trick.

In Susiya ist man stetig auf der Suche nach Wasser und Brunnen. Man gräbt neue Brunnen, nur damit sie die Soldaten im nächsten Moment schon wieder zuschütten. Es gibt kein Leben ohne Wasser und es gibt kein Wasser ohne Genehmigung und es gibt keine Genehmigung, wenn man nicht zu dem herrschenden Körper aus Siedlungen gehört. Es zählt nicht, dass du schon hier warst, bevor die Besatzung begann, sogar noch vor der Gründung des Staates Israel. Was zählt ist, dass du aus dem Kontext gefallen bist. Und der Kontext ist, dass das Loch zum Körper geworden ist. Und du selbst bist zu einem lästigen Loch geworden. Doch Susiya ist nicht allein aus diesem Grund lästig, sondern auch, weil es ursprünglich auf einer »äußerst bedeutenden« archäologischen Stätte gebaut worden war. Also vertrieb man seine Einwohner und beförderte – in einem gewaltigen Paradoxon – an ihrer Statt jüdische Siedler an diesen Ort. Denn dies ist eine wohlbekannte Tatsache: Die Angehörigen des jüdischen Volkes können viel besser inmitten von Ruinen leben als die Palästinenser. Schließlich wurde das ganze Land überhaupt nur gegründet, um die Ruinen wieder aufzubauen. Was erdreisten sich also diese Schafhirten von Susiya, einen Ort zurückzufordern, der allein den Juden vorbehalten ist?

DIE MAUER STIEHLT DIR DIE ZEIT UND AUCH DAS RECHT, SIE deinen eigenen Wünschen entsprechend totzuschlagen. Es ist keine Selbstverständlichkeit mehr, einfach über die Felder zu laufen oder auf einer Schotterstraße spazieren zu gehen. Die Mauer zerreißt dein Leben in winzige, zusammenhanglose Fetzen aus erlaubten Bereichen und verbotenen. Dadurch wirst du zu einem Akrobaten, der springen, hüpfen, sich bücken und kriechen muss – je nachdem, was für eine Art Passierschein du besitzt, was sich der Kommandant vor Ort vorstellt oder welche Überlegungen dem mürrischen Sol-

daten am Checkpoint gerade so durch den Kopf gehen. Die Mauer ist ein Denkmal der Vergangenheit. Indem sie errichtet wurde, trennt sie all das, was du zuvor erlebt hast, von dem, was du danach erleben wirst. Endlose Kilometer von Stacheldraht und hoch aufragende Zementblöcke stehen zwischen dir und der Möglichkeit, deinen Blick und deine Vorstellungskraft hinunter zum Meer wandern zu lassen – oder zu einem Bach ganz in deiner Nähe – oder zu der Schnellstraße, auf der die Menschen vom Meer zu dem Bach fahren, der einmal dir gehört hat.

Nabi Saleh: eine hartnäckige, friedliche Demonstration gegen die Siedlungen im Allgemeinen und gegen die Annexion der Quelle von Nabi Saleh seitens der Siedler von Chalamish im Besonderen. Tränengas und Metallkugeln, die mit Gummi ummantelt sind. Im Chaos dieser grimmigen Auseinandersetzung und der erstickenden Enge im Innern der Häuser lässt eine Mutter ihre kleine Tochter aus einem Fenster im zweiten Stock in die Arme des Vaters fallen, der auf der Straße steht. Das tut sie, um ihr Kind vor dem Erstickungstod zu retten. Diese Handlung ist ebenso mutig wie rational. Gemischte Gefühle, die zwischen der Bewunderung für die Mutter, weil sie gewillt war, alles zu tun, um ihr Kind zu retten, und Erstaunen ob ihrer Bereitschaft, es aus dem Fenster fallen zu lassen, hin und her schwanken. Doch das Kind kennt die Bedeutung eines Paradoxons noch nicht: Nach den Ereignissen dieses Tages weigert es sich zwei ganze Monate lang, in die Nähe seiner Mutter zu gehen! Wenn Sie mich fragen, wie man in einem Satz zusammenfassen könnte, was die Besatzung für die Palästinenser bedeutet, dann werde ich Ihnen, ohne zu zögern, Folgendes antworten: eine Mutter, die ihr Kind aus dem Fenster fallen lässt, um sein Leben zu retten.

Aber die Zeit ist berüchtigt dafür, dass sie jedes Paradoxon abmildert und jeglicher Bewunderung ein Ende setzt. Die Besatzung ähnelt *Tausendundeiner Nacht*. Jeder Tag bringt eine neue Geschichte, ein neues Abenteuer, das dich vergessen lässt, was zuvor geschah, und dich darauf gefasst macht, was als Nächstes geschieht. Die komplexe bürokratische Besatzungsmaschine ist die Scheherazade

der heutigen Zeit. Durch die Knopfleiste ihres Hemdes drängen sich die politischen Maßnahmen, und ihre flatternden Zeltwände erzählen ganz eigene Geschichten: die Autoschlange, die vor dem Checkpoint wartet; der Krankenwagen, der einen Patienten befördert, der vor lauter Warterei (beinahe hätte ich *Langeweile* geschrieben, aber diese Metapher wäre hier wohl ein wenig übertrieben) stirbt; die Demonstration, die von den Militärfahrzeugen der Besatzer überrollt wird; das Verbindungsbüro, das kategorisch jeden Einreiseantrag nach Israel zum Zweck einer ärztlichen Behandlung ablehnt – außer denen, die von Menschen gestellt wurden, die bereit sind, mit der Maschine zu kollaborieren; das Trinkwasser, auf das man manchmal sehr lange warten muss; die Verschwendung zweier Stunden deines Lebens, die du damit zubringst, an einem aus dem Stegreif geschaffenen Checkpoint zu warten, von dem du später herausfindest, dass er vollkommen willkürlich war und schon längst keine Bedeutung mehr für irgendjemanden hatte. Was für eine Demütigung, an einem willkürlichen Checkpoint aufgehalten zu werden!

Wir kommen in Khirbet Umm al-Khair im Hebrongebirge an und sehen mit eigenen Augen, was von den provisorischen Wohnhäusern übrig geblieben ist, die von den Bulldozern der israelischen Zivilverwaltung vor ein paar Tagen dem Erdboden gleichgemacht wurden. Der schon etwas betagtere Familienvater, der hier wohnte, brüllt ununterbrochen. *Ich bin ein Araber. Ein Sohn dieses Landes.* Ich kann sein Brüllen kaum verstehen. Er hechtet von einem Delegationsmitglied zum nächsten und schreit ihnen sein Leid und seine Geschichte entgegen. Er hat das überwältigende Bedürfnis, zu berichten, was ihm widerfahren ist. *Sie sind gekommen ... sie haben alles abgerissen ... sie sind gekommen... sie haben alles abgerissen ... seht euch die Kinder an ... seht euch die Häuser der Siedler an, die hier überall stehen.* Aber er weint weder, noch bricht er zusammen. Er brüllt vor Wut, brüllt voller Grimm. Er will, dass die Welt sieht und hört. Ich ziehe ihn zur Seite und beginne, ein Video von ihm zu machen, damit der Rest der Delegation sich währenddessen umsehen und die Details

des Geschehens von den anderen Familienmitgliedern erfahren kann, die Englisch oder Hebräisch sprechen. Ich richte die Kamera über zwanzig Minuten lang auf sein Gesicht, während er in einem rasenden, fieberhaften Tempo seinen Monolog abspult, ohne auch nur einen Moment lang innezuhalten. Mein Arm schläft ein, mein Auge ermüdet davon, durch das Objektiv schauen zu müssen, und dann wird mir bewusst, dass ich mich ein bisschen langweile. Diese Erkenntnis bringt mich fast um. Ist es möglich, so etwas wie Langeweile zu verspüren, während man sich die Geschichte eines über siebzig Jahre alten Mannes anhört, dessen Haus vor wenigen Tagen zerstört wurde, zum ... niemand weiß, zum wievielten Mal? Und dann wird mir bewusst, wie traurig und aussichtslos diese Situation ist: Ein Palästinenser brüllt etwas in die Kamera eines anderen Palästinensers, was wir eigentlich der ganzen Welt zubrüllen sollten. Wieder einmal sind wir an einen winzigen Ort gesprungen und reden unter uns. Unsere Sprache wird nicht verstanden, unsere Körpersprache ist unbeliebt, unser Brüllen unzivilisiert. Und plötzlich füllen sich meine Augen mit Tränen und ich empfinde Kummer und Scham und Bitterkeit. Obwohl ich den anderen Familienmitgliedern immer und immer wieder versprochen habe, die Rede ihres Vaters auf meiner Facebook-Seite zu veröffentlichen, habe ich dies nicht getan. Sie würde die Leute zum Lachen bringen, daran besteht kein Zweifel. Niemand würde auch nur die Hälfte seiner Worte oder Sätze verstehen und kein neutraler oder unbeteiligter Zuschauer könnte seine verkrampften Gesten und sein wütendes Hoch- und Niederspringen ertragen. Vergib mir, alter Mann. Ich weiß nicht, was dir größeres Leid zufügen würde: dass die Leute dich sehen und auslachen oder dass ich dich vor ihnen verstecke und nicht einem Einzigen unter ihnen die Möglichkeit gewähre, dich zu verstehen.

Die Besatzung bläht die Zeit auf.

Die Besatzung ist der Tod aller Bedeutung.

Aus dem Englischen von Dorothee Merkel

DER RIESE IM KÄFIG

MICHAEL CHABON

1.

Der größte Mann in Ramallah erbot sich, uns seinen Käfig zu zeigen. Dafür bräuchten wir nicht einmal unseren Tisch bei Rukab's Ice Cream auf der Rukab Street zu verlassen, sagte er; er müsse nur in seine Tasche greifen. Mit seinen knapp zwei Metern – genauer: eins dreiundneunzig – mochte Sam Bahour ohne Weiteres der größte Mann im gesamten Westjordanland sein, doch sein Käfig war so geschickt konstruiert, dass er in eine lederne Brieftasche passte.

»Was meine ich wohl damit, wenn ich von meinem Käfig spreche?«, sagte er betont geduldig, wie ein Förderlehrer für Mathematik sehr geübt darin, die Ruhe zu bewahren. Mit seinem großen würdevollen Kopf und der Halbglatze, den fleischigen Wangen, tief liegenden dunklen Augen und dem gepressten Tonfall, der oft in seine Stimme kroch, hatte Sam etwas an sich, das mich an Edgar Kennedy in den alten Laurel-und-Hardy-Filmen erinnerte, den Meister des innerlichen Brodelns. »Sam« – er tat, als würde er von uns gefragt, seinen Gästen, den Arglosen im Ausland –, »was ist das für ein Käfig? Wir haben die Grenzübergänge gesehen, auch die Sperranlagen. Meinst du die mit ›Käfig?‹«

Einige von uns lachten; er hatte uns durchschaut. Was wussten wir schon von Käfigen? Wenn wir unser Eis aufgegessen hätten – eine fröhlich bunte, klebrige Angelegenheit, typisch für Ramallah, deren Rezeptur von den Osmanen stammte und mit Baumharz

angedickt wurde –, würden wir uns wieder in den gemieteten Bus setzen und in die Freiheit zurückkehren, die wir nicht verdient hatten und mit der wir trotzdem machen konnten, was wir wollten.

»Ja, die gehören auch dazu«, beantwortete er die Frage, die er für uns gestellt hatte. »Aber das ist noch nicht alles.«

Sam Bahour holte eine lederne Brieftasche aus seiner dunkelblauen Warm-up-Jacke und hielt sie zur Begutachtung in die Höhe. Sie war aufgedunsen wie ein in die Badewanne gefallenes Taschenbuch. Mit dem dumpfen Geräusch eines Gesetzeswerks knallte er sie auf den Tisch. Sie war ein Beweismittel, ein Indiz, dass der Käfig, in dem er lebte, weder eine Metapher noch lediglich eine Angelegenheit von 759 Kilometern Beton und Stacheldraht war.

»Nach Oslo«, erklärte Sam, »beschlossen meine Frau und ich 1994, hierher zurückzukehren.« Sie waren seit einem Jahr verheiratet und hatten sich entschieden, bei der israelischen Regierung eine Aufenthaltserlaubnis für Palästina zu beantragen, »weil es eine neue Politik der Familienzusammenführung gab«. Er klappte seine Brieftasche auf und holte einen Reisepass im vertrauten dunkelblauen Farbton heraus. »Als amerikanischer Staatsbürger konnte ich mit einem dreimonatigen Touristenvisum einreisen.«

Sam Bahour wurde 1964 in Youngstown geboren. Die christlich-libanesisch-libanesisch Familie seiner Mutter lebte in zweiter Generation in Ohio; sein Vater emigrierte 1957 aus der Stadt Al-Bireh, damals unter jordanischer Herrschaft, in die Vereinigten Staaten. Nachdem der Vater einige Jahre im ländlichen Süden für die Firma eines Verwandten unglücklich als Vertreter gearbeitet hatte (»Letztendlich als Hausierer«, so Sam. »Er verkaufte billigen Schrott mit gut 200 Prozent Aufschlag an arme Leute. Damit kam er nicht klar«), ließ er sich schließlich in Youngstown nieder, einer Stadt in Ohio mit einer relativ großen arabischen Bevölkerung. Er kaufte und betrieb einen unabhängigen Lebensmittelladen, den er im Laufe seines Berufslebens zu einer ganzen Kette ausbauen sollte. Er heiratete, wurde amerikanischer Staatsbürger, bekam zwei Kinder, arbeitete hart, machte sein Glück.

Einiges von dem, was Sam über seinen Vater erzählte, ließ vermuten, dass der ältere Bahour zwar in Ohio Fuß gefasst und Erfolg gehabt hatte, aber sich nicht vollständig in die offenen Arme seines Adoptivlands hatte sinken lassen. Als Sam geboren wurde, nannte sein Vater ihn Bilal, nach dem treuesten Gefährten des Propheten. Doch die nicht muslimischen Nachbarn in Youngstown kürzten Bilal zu »Billy« ab, sodass Sams Vater – der den amerikanisch klingenden, aber original arabischen Vornamen Sami trug – den Namen seines Sohnes offiziell in seinen eigenen abändern ließ. Die Freiheit, die der amerikanische Pass gewährte, nämlich in die alte Heimat zurückzukehren, wenn auch nur für drei Monate am Stück, war einer seiner Beweggründe für die Einbürgerung und die Heirat mit Sams Mutter gewesen. Ein entscheidender Bestandteil dieses Mannes – Ausdrücke wie *Herz*, *Geist* und *Seele* sind da lediglich Worthüllen, Annäherungen – verließ nie das Haus auf der Ma'arif-Street im Stadtteil Al-Sharafa von Al-Bireh, wo er geboren und aufgewachsen war und der weder den Osmanen, den Briten, den Haschimiten noch den Israelis gehörte, sondern einzig und allein den Menschen, die dort lebten.

»Ich wurde in einem Haus großgezogen, das palästinensisch lebte, aß und schlief«, erzählte Sam einige Tage nach unserem ersten Treffen in der Eisdielen auf der Rukab Street. »Ich wohnte in Youngstown, aber kannte fast keinen Nachbarn dort, während ich dir alle aufzählen konnte, die hier in Ramallah in unserer Umgebung lebten. Ist seltsam, so aufzuwachsen.«

Sobald Sam und seine in Jerusalem geborene Frau Abeer Barghouty beschlossen hatten, sich ein Leben in Al-Bireh aufzubauen, besaß der magische blaue USA-Pass, halb Generalschlüssel, halb Schild, plötzlich einen starken dreimonatigen Schutzzauber, sowohl bei Sams Vater als auch bei Sam selbst. In den dreizehn Jahren nach seinem Antrag auf Aufenthaltserlaubnis im Rahmen des von Israel geleiteten Programms zur Familienzusammenführung zog Sam seine Töchter groß, gründete verschiedene Firmen (in den Bereichen Telekommunikation, Planung von Gewerbeimmobilien

und Unternehmensberatung), arbeitete eigenständig und zusammen mit Partnern für seine Auftraggeber und die Zukunft seines noch nicht vollständig geborenen Landes und lebte ein in Touristenvisa aufgeteiltes palästinensisches Leben, immer neunzig Tage am Stück. Doch aus Gründen, die nie bekannt wurden, verlor der amerikanische Reisepass 2006 von einem Tag auf den anderen seine Zauberkraft. Als Sam von einer Reise nach Jordanien, wo er sein Visum hatte verlängern lassen, ins Westjordanland zurückkehrte und den Pass dem israelischen Grenzbeamten reichte, ging er davon aus, wie immer den Stempel für weitere neunzig Tage zu bekommen. Doch nachdem ihm das Dokument zurückgegeben worden war, sah er, dass der Beamte neben dem Stempel handschriftlich auf Arabisch, Hebräisch und Englisch die Worte *letzte Genehmigung* ergänzt hatte. Würde sein endgültiges Kontingent von neunzig Tagen auslaufen, hätte Sam keine Erlaubnis mehr, sich im Westjordanland oder in Israel aufzuhalten, und wenn er ginge – sein Haus, seine Familie, sein Geschäft, seine Gemeinde und alles andere verlasse, was er sich in den vergangenen dreizehn Jahren aufgebaut hatte –, dürfte er nicht zurückkehren.

»Also habe ich bei sehr einflussreichen Stellen vorsprechen lassen«, erklärte er und blätterte zu den hinteren Seiten des Reisepasses, »aber die konnten mir nur Verlängerungen besorgen – mal für zwei Monate, mal für einen Monat. Sehr beunruhigend. Irgendwann bekam ich einen Anruf ... Und da hieß es plötzlich: ›Ihre Aufenthaltserlaubnis liegt nun vor.‹ 1993 hatte ich mich darum beworben, 2009 kam der Anruf. Ich sagte: ›Ja, stimmt, da war doch mal was gewesen.«

Sam spielte die Situation nach, verdrehte die Augen, als entsinne er sich schwach einer uralten Geschichte. Er wartete so lange, bis wir die Komik in dieser monumentalen Leistung schneckenhafter Bürokratie erkannten, und zeigte uns damit, dass er trotz seiner Zwangslage Humor bewahrt hatte, so wie man an einem Oldtimer oder an einer Schotterstraße festhält. Dafür brauchte es Verantwortungsgefühl, Beharrlichkeit und Willen.

»Mir wurde mitgeteilt, die Erlaubnis sei nun da, ich solle zum Amt kommen und sie abholen. Und meinen Reisepass mitbringen. Als ich auflegte, sagte ich zu meiner Frau: ›Das ist seltsam. Was wollen die mit meinem Reisepass?‹ Denn ich bin viel unterwegs, so wie ihr, und lese auch das Kleingedruckte.« Sam blätterte zur fünften Seite in seinem Pass, wo der Inhaber erinnert wurde, dass das Dokument Eigentum der Vereinigten Staaten von Amerika ist. »Der gehört nicht mir, sondern dem Außenministerium. Also kann ich ihn auch nicht irgendwem geben. Dennoch bin ich das Risiko eingegangen. Ich hab den Reisepass mitgenommen und bin in meinem Wagen mit dem gelben Nummernschild zu diesem Amt gefahren.«

Die unterschiedlichen Farben der Nummernschilder gehören zu den ersten Dingen, die einem Besucher im Westjordanland auffallen. Autos von Palästinensern haben weiße Kennzeichen, die von Israelis (und Touristen) gelbe. Gelb erlaubt Fahrern in nagelneuen Hyundais oder Skodas die Benutzung eines hervorragend ausgebauten Netzes von Autobahnen, die an den Dörfern und Städten der besetzten Bevölkerung vorbeiführen und deren Bewohner mit ihren weißen Nummernschildern, den älteren Autos und den mit Straßensperren und Kontrollpunkten gespickten Huckelpisten isolieren. In den sechzehn Jahren, die Sam als amerikanischer Tourist dort gelebt hatte, war er ein Auto mit gelbem Nummernschild gefahren.

»Also gab ich der Dame meinen Pass.« Er blätterte ihn durch, bis er ein abgestempeltes Schildchen fand, das eine Schreibkraft hinten eingeklebt hatte. »Das Ganze dauerte zwei Sekunden. Stempel rein, dann hieß es: ›Glückwunsch, hier ist Ihr Ausweis.‹ Ich habe da reingekuckt und gesagt: ›Was haben die gerade mit meinem Pass gemacht?‹« Er wandte sich an den Israeli in unserer Gruppe. »Du kannst Hebräisch, ich nicht, aber ich weiß, was da steht: ›Dem Inhaber dieses Reisepasses wurde eine Aufenthaltserlaubnis für das Westjordanland ausgestellt.‹ Und die Nummer dieser Aufenthaltserlaubnis haben sie in meinen amerikanischen Pass geklebt. Ich

sage euch, was das bedeutet: Das heißt, die Dame mit ihrem Stempel hat meinen Status als Amerikaner in Israel faktisch außer Kraft gesetzt. Denn nehmen wir mal an, ich würde jetzt mit euch in den Bus steigen und nach Jerusalem fahren und ein Soldat entdeckte diesen Stempel. Ein Visum auf meinen Namen gibt's nicht mehr. Er würde sagen: »Moment mal! In unseren Augen sind Sie ein Palästinenser. Wo ist Ihr Ausweis?«

Dann habe ich drei Möglichkeiten: erstens, den ahnungslosen Ami spielen: »Keine Ahnung, wovon Sie reden. Was soll das heißen, Ausweis?« Keine besonders schlaue Antwort. Der Soldat nimmt meinen Pass, sieht die Nummer des Ausweises darin, gibt sie in den Computer ein, dreht den Monitor zu mir um und sagt: »Kommt Ihnen diese Person bekannt vor?«

Zweite Möglichkeit: »Tut mir leid, Officer, ich habe meinen Pass zu Hause vergessen.« Auch nicht sehr klug. Jeder, der einen Personalausweis besitzt, vor allem Männer, haben ihn immer und überall bei sich zu führen. Wer sich nicht ausweisen kann, darf bis zu sechs Monate in Administrativhaft genommen werden.«

Administrativhaft – Freiheitsentzug ohne Anklage oder Verfahren – ist eines der gefürchtetsten Schreckgespenster im palästinensischen Alltag. Das Genfer Abkommen IV, die schönste Blume der Niederlage Nazideutschlands, untersagt diese Form der Haft ausdrücklich, solange keine außergewöhnlichen Umstände gegeben sind. Man darf davon ausgehen, dass der Umstand, den Ausweis in einer anderen Hose vergessen zu haben, nach Meinung der Unterzeichner der Genfer Abkommen nicht den Anspruch auf eine richterliche Haftprüfung außer Kraft setzt.

»Dann die dritte Möglichkeit: Ich zeige dem Soldat meinen Ausweis.« Aus seiner Brieftasche zog Sam nun ein zusammengeklappertes dunkelgrünes Heftchen und schlug es auf, um seinen Personalausweis hinter dem durchsichtigen Plastik zu präsentieren. Er sah wie ein ganz normaler Führerschein oder Pass aus, mit einem winzigen Foto von Sam, einem Text in hebräischer und arabischer Schrift und einem Moiré von Aufdrucken zum Schutz vor

Fälschung. »Wenn der Soldat in den Ausweis guckt, was findet er dann? Arabische Schriftzeichen, damit wir alles verstehen, und Hebräisch, damit der Aussteller versteht. Angegeben sind mein Geburtsort und -datum, meine Religion – warum auch immer – und: mein Käfig.«

Die meisten von uns verstanden, dass er einen Witz machte, aber es schien verbitterter Galgenhumor zu sein. Nach kurzem Schweigen schmunzelte der eine oder andere am Tisch.

»Tatsächlich steht da nicht *Käfig*, sondern *Wohnort*. Allerdings gibt es in Area A« – Sam meinte das Archipel größerer palästinensischer Bevölkerungszentren, die Oslo II ins Meer der Besatzung gestreut hatte – »keinen einzigen Ort, der kein Freiluftkäfig wäre, denn alles ist von Zäunen, Mauern, Grenzübergängen, Militäranlagen und so weiter umgeben. Ich wohne also im Käfig Ramallah, ganz genau steht hier ›Käfig Al-Bireh‹. Das heißt, dass ich nicht in den Käfig Gaza kann, obwohl Gaza ebenfalls besetzt ist. Ich kann auch nicht in den Käfig Ostjerusalem, auch wenn Ostjerusalem genauso besetzt ist. Ich kann nicht mal in 40 Prozent des Jordantals. Dort ist der Zutritt allen verboten, die nicht ihren Wohnsitz im Jordantal haben.

Also stehe ich da, auf diesem Amt, und habe einen neuen kleinen Stempel in meinem amerikanischen Pass. Dadurch kann ich nicht mehr zum Flughafen, ich kann nicht mehr zur Universität in Tel Aviv, wo ich studiert habe, obwohl ich als amerikanischer Staatsbürger keinerlei Probleme hatte, dort meinen Master zu machen. Ich ging zurück zu meinem Wagen und dachte: Fahre ich jetzt mit dem nach Hause? Oder nehme ich ein Taxi? Warum ich mich das fragte? Ist ja schließlich mein Auto. Es gehört mir, ich habe es selbst bezahlt. Tja, warum? Weil Menschen, die das hier haben« – wieder deutete Sam auf den Stempel –, »kein Auto mit gelbem Nummernschild fahren dürfen.«

Und so bekam ich plötzlich eine Ahnung davon, was es heißt, ein richtiger Palästinenser zu sein.

2.

Zwei Tage später besuchte ich Sam in seinem Haus in Al-Bireh. In seiner aktuellen Form war es ein drei Stockwerke hoher Bau aus blassgrauem Stein mit Flachdach und netten Bogenfenstern – drei pro Etage –, die wie ein Käsekästchenmuster angeordnet waren. Es war das Haus, in dem Sami Bahour, Sams Vater, geboren und aufgewachsen war, erweitert durch den Aufbau der dritten Etage, wo die älteren Bahours bei ihren regelmäßigen Besuchen schliefen; im Erdgeschoss wohnten Sams Schwiegereltern. Ich wusste, dass traditionelle arabische Häuser, selbst die von wohlhabenden Familien, sich der Welt absichtlich schlicht präsentieren. Als ich das Heim dieses Mannes betrat, der seit langer Zeit in verschiedenen Unternehmen erfolgreich war, war ich gespannt, ob ich auf levantinische Extravaganz oder amerikanischen Glamour stoßen würde. Von innen war Sams Haus jedoch nicht prächtiger als von außen und unterschied sich nicht besonders von der Einrichtung, die ich bei deutlich weniger gut situierten Familien in anderen Teilen des Westjordanlands gesehen hatte: kahle, verputzte Wände, Fliesenboden mit Teppichen, einfache Möbel, der überraschend kühle Schatten von Häusern in heißen Ländern. Ich wusste nicht, ob ich diese relative Nüchternheit den örtlichen Gepflogenheiten, persönlicher Bescheidenheit oder einfach der anderen Art von Wohlstand in einer Kultur unfreiwilliger Knappheit zuschreiben sollte, wo man den größten Schatz nicht auf der Bank hat, sondern in einer schwarzen Zisterne auf dem Dach.

Während wir auf einer kleinen geschlossenen Veranda mit Blick auf die Straße saßen und ich den Kaffee trank, der offenbar in jedem palästinensischen Haus das Symbol und Medium von Gastfreundschaft ist, schilderte uns Sam, wie der Tag ablaufen sollte. Wir würden nach Nablus fahren, wo er einen Termin mit dem Inhaber einer Seifenfabrik hatte. Auf dem Weg dorthin wollten wir einen Abstecker zu einem neu eröffneten Bravo-Supermarkt machen. Sam entschuldigte sich; es klinge nicht nach einem besonders aufregenden

Tag. Ich versicherte ihm, dass die spannendsten Orte im Ausland oft jene wären, die, wie beispielsweise ein Supermarkt, auf den ersten Blick nicht spektakulär wirkten, und dass es immer interessant sei zu sehen, wie Gegenstände des täglichen Gebrauchs hergestellt würden. Doch es steckte mehr dahinter. Im Moment saß ich in einem Haus, gleich würde ich in einem Auto fahren, dann wäre ich in einem Supermarkt und besichtigte anschließend eine Seifenfabrik, und das alles in einem Land, das unter militärischer Besatzung lebte. Was wir heute unternahmen, war – für mich – in jeder Hinsicht eine neue Erfahrung.

Die Toilettenspülung zum Beispiel. Bevor wir uns auf die Reise machten, die je nach Laune der israelischen Kontrollen auch länger dauern konnte, hielt ich es für angeraten, noch einmal das WC der Bahours aufzusuchen. Als ich auf die Spülung drückte, hörte ich Wasser von einer Zisterne auf dem Dach durch das Rohr fließen. Ich dachte über die Unzuverlässigkeit und Unregelmäßigkeit der palästinensischen Wasserversorgung nach und verglich sie mit der unverhältnismäßigen Prasserei meiner jüdischen Mitbürger in der Siedlung oben auf dem Hügel, die Spülmaschinen, Waschmaschinen und Rasensprenger laufen ließen, üppig versorgt mit Wasser aus beschlagnahmten Quellen und zwangsenteigneten Grundwasserleitern. Das konnten die Bahours sehen, sobald sie hinten aus dem Fenster schauten. Wir gingen nach unten und stiegen in Sams Wagen, einen braunen Mazda von 2008 mit weißen Nummernschildern.

»Schauen wir mal«, sagte Sam. »Nablus ist immer ein Abenteuer. Manchmal läuft es völlig problemlos, dann wieder gibt es zig Kontrollen. Man weiß nie. Als ich hierherzog, saß die Telekommunikationsfirma, für die ich arbeitete, in Nablus.« Sam hatte Rechen-technik an der Youngstown State University studiert und den großen Schritt 1993 auch aufgrund von Bestimmungen in den Oslo-Abkommen gewagt, die den Palästinensern eine gewisse Kontrolle über das Fernmeldewesen einräumten. »Die Inhaber waren damals in Nablus, deshalb bauten wir das Unternehmen dort auf. Ich bin

jeden Tag gefahren, morgens hin, abends zurück. Normalerweise ist Nablus vierzig Minuten entfernt. Eigentlich gibt es keine Probleme. Die Straße, auf der wir gerade sind, heißt sogar Nablus Road; sie führt direkt dorthin. Nur dass sie das jetzt nicht mehr tut, jedenfalls nicht direkt. Wir müssen einen Umweg in östliche Richtung nehmen und mehrere Kontrollpunkte passieren. Das dauert deutlich länger als vierzig Minuten. Ist aber nicht immer so. Man kann es nie wissen.«

Ich schaute auf die Uhr im Handy und sah, dass ich über den israelischen Netzanbieter Cellcom, von dem ich nach der Landung auf dem Ben-Gurion-Flughafen sofort eine SIM-Karte gekauft hatte, ein gutes 4G-Signal hatte, auch dank dem Mobilfunkmasten in der Siedlung auf dem Hügel hinter dem Haus der Bahours. Wäre ich ein gesetzestreuer Palästinenser gewesen, hätte ich nur eine Verbindung über Edge oder 2G gehabt, da Israel den palästinensischen Anbietern nicht den notwendigen Frequenzbereich zur Verfügung stellt, um 4G oder auch nur 3G zu liefern.

»Sie sagen immer dasselbe«, erklärte Sam, als ich ihn fragte, warum die Israelis die palästinensische Datenübertragungsrate einschränkten. »Sicherheitsbedenken.« Wenn es zum Wesen der Tyrannei gehört, gewisse Wörter ihrer Bedeutung zu berauben, dann war das am stärksten strapazierte Wort in Israel und dem besetzten Palästina wahrscheinlich *Sicherheit*. Sams Stimme bekam den bemühten, gepressten Ton von Edgar Kennedy, wenn er sich zusammenriss. »Natürlich kann jeder Palästinenser in einen Laden gehen, sich eine israelische SIM-Karte kaufen, sie in sein Handy stecken und das Datennetz der Siedlung nutzen. Wir haben 3G, wo genau ist da die Sicherheit bedroht?«

Sam erzählte, dass amerikanische Präsidenten, Botschafter und Außenminister beider Parteien bis zurück zu Condoleezza Rice die Absurdität erkannt hätten, aufgrund von »Sicherheitsbedenken« keine Lizenz für eine 3G-Datenverbindung auszustellen. Einer nach dem anderen hätte sich – »Rice, Bush, Obama, Kerry, Mitchell, die gesamte Bagage« – in die Details der Thematik verstrickt, ohne

jeden Erfolg. »In der Zwischenzeit ist der Rest der Welt fast schon bei 5G, während wir die Israelis immer noch um 3G anbetteln. Es ist fast schon peinlich.«

Ich fragte mich, ob die in diesem Fall angeführte »Sicherheit« nicht vielleicht in den Einnahmen bestehen mochte, die aus den Taschen der Palästinenser in die der israelischen Netzbetreiber flossen, die immerhin den Vorteil hatten, dass die Regierung ihren überlegenen Frequenzbereich schützte. Sam gab zu, dass das hineinspielen könne. Hingegen stehe außer Frage, dass die fast absolute Dominanz israelischer Unternehmen auf palästinensischen Märkten und die von Israel kontrollierte Nutzung von palästinensischem Land, Wasser und Bodenschätzen eine wichtige Einkommensquelle für Israel darstelle. Die Besetzung des Westjordanlands und des Gaza-Streifens koste so unglaublich viel – 2010 schätzte die Zeitschrift *Newsweek* die Summe seit 1967 auf ungefähr 90 Milliarden Dollar –, dass man es der Regierung kaum verübeln könne, ein bisschen Profit daraus zu schlagen, bemerkte Sam trocken. Sein nächster Satz jedoch ließ mich vermuten, dass mein Zynismus aus seiner Warte ein wenig zu locker saß und auf gewisse Weise ebenso unverdient sein könnte wie meine Freiheit.

»Alle Politiker, die eigentlich den Nahostkonflikt lösen wollten, wurden nach und nach auf diesen Nebenschauplatz gezogen«, sagte er. »Gebt den Palästinensern ihr 3G-Netz! So lenken die hervorragenden israelischen Strategen vom Hauptthema ab und beschäftigen die Politiker mit Kleinigkeiten. Dadurch fehlt ihnen die Zeit, sich um den eigentlichen Konflikt zu kümmern.«

Trotz der Einschränkungen palästinensischer Provider und des Wettbewerbsvorteils der ungehindert tätigen israelischen Konkurrenz wuchs und gedieh die Telefongesellschaft PALTTEL, die Sam nach seiner Ankunft im Nahen Osten aufgebaut hatte, und wurde zum größten privatwirtschaftlichen Arbeitgeber Palästinas. »Wir wurden sehr erfolgreich«, erklärte Sam, und tatsächlich war gerade dieser Erfolg einer der Gründe für Sams Entscheidung, 1997 etwas Neues zu probieren. Ihm war nicht wohl dabei, »überzogen großen

Gewinn mit einem Volk zu machen, das unter einer Besatzungsmacht lebt«, so wie sich vierzig Jahre zuvor sein Vater geschämt hatte, für das Familienunternehmen die Landstraßen des Südens und die Täler der Appalachen abzuklappern, um 25, 30 oder an einem guten Tag sogar 40 Dollar für eine japanische Armbanduhr im Wert von fünf Dollar zu verlangen. »Ich bin nicht hergekommen, um Millionär zu werden«, sagte Sam. »Aber nicht jeder Geschäftsmann oder Investor ist derselben Ansicht.«

3.

Der nächste Stopp auf Sam Bahours kleiner Rundreise durch seinen Käfig – nach dem palästinensischen Personalausweis und dem Stempel in seinem amerikanischen Pass, der seinem uneingeschränkten Kommen und Gehen als US-Bürger im besetzten Gebiet ein Ende gemacht hatte – war ein Papier mit aufwendigem Wasserzeichen und komplizierten geometrischen Linien, ein Miteinander zwischen modernem Geldschein und Mitarbeiterausweis.

»Ich bin Unternehmensberater, ja?« Sam gab dem jungen Mann an der Theke der Eisdiele ein Zeichen. Wir hatten die seltsam zähe, toffeartige Eiscreme verteilt, viele bunte Kugeln in verrückten Muppets-Farben. Nun war es Zeit für einen Kaffee. »Ich bin beruflich viel unterwegs, habe oft in Jerusalem zu tun. Deshalb muss ich natürlich dorthin. Aber jetzt bin ich ein waschechter Palästinenser, nicht wahr? Als solcher muss ich in meinem Ramallah-Käfig bleiben und darf nicht in den Jerusalem-Käfig. Was soll ich also tun?«

Die Bedienung kam an den Tisch; die Art und Weise, wie der junge Mann Sam ansprach, ließ eine gewisse Ehrerbietung erkennen. Er beugte sich vor und stellte in weichem Arabisch eine Frage, und Sam orderte leise Kaffee für alle. So wie er mit seinen Gästen Englisch sprach – die meisten Amerikaner wie er –, wirkte Sam wie ein Geschäftsmann aus Ohio, ein perfekter Rotarier, freundlich, mitteilend, wortgewandt, mit einem unerwartet professoralen

Ton. Doch wenn er in seinem geschmeidigen Arabisch Kaffee bestellte oder auf seinen langen Beinen durchs Zentrum von Ramallah schritt, mindestens einen Kopf größer als die Männer um ihn herum, die ihm oft dieselbe zurückhaltende Achtung entgegenbrachten wie der Kellner bei Rukab's, dann hatte Sam Bahour etwas Fürstliches. Ein Fürst im Exil, dachte ich, aber nein, das stimmte natürlich nicht: Er war hier zu Hause, nicht im Exil. Doch irgendwie schien das Wort zu seinem Verhalten zu passen. Sam hatte Youngstown hinter sich gelassen – die Stadt seiner Geburt und Ausbildung, in der er seine Frau kennengelernt hatte, wo seine Eltern und seine Schwester noch immer wohnten –, um im Haus seiner Vorfäter zu leben, in der Gegend, die seit seiner Kindheit seine emotionale Heimat war. Doch hatte er wirklich das Gefühl, nach Al-Bireh zu gehören? Wichtiger noch: Hatte er das Gefühl – beziehungsweise konnte ein »waschechter Palästinenser« es überhaupt haben –, dass Al-Bireh mit seiner Lage inmitten israelischer Siedlungen und Grenzübergänge zu ihm gehörte?

»Ich hab mich bei den Geschäftsleuten in Ramallah schlaugemacht«, nahm er seine Rundreise wieder auf, »und siehe da, es gab Leute, die nach Jerusalem fahren. Ich habe sie gefragt: ›Wie macht ihr das? Mir wurde gesagt, ich könne nicht nach Jerusalem.‹ Und sie antworteten: ›Doch, Sam, es gibt ein sogenanntes Permit-System.‹ Um was es sich dabei handelt? Man nimmt seinen Ausweis und eine Einladung von einer Person aus Jerusalem oder Israel, geht damit zum Militär und füllt ein einseitiges Formular aus, einen Antrag auf Einreise. Dann bekommt man eine Genehmigung – oder auch nicht.«

Wieder griff er in seine Brieftasche und zog ein zweites Blatt aus dem seltsamen Begleitwagen seiner Gefangenschaft. Dann ein drittes und viertes. Er grub so lange darin herum, bis er einen ganzen Stapel in der Hand hielt, ein Jackpot von Gewinnlosen einer bitteren Lotterie, die allesamt abgelaufen waren.

»Das sind alles Passierscheine«, sagte er. »Zu Hause habe ich noch Massen davon. Ich habe meinen Kindern versprochen, mein Büro